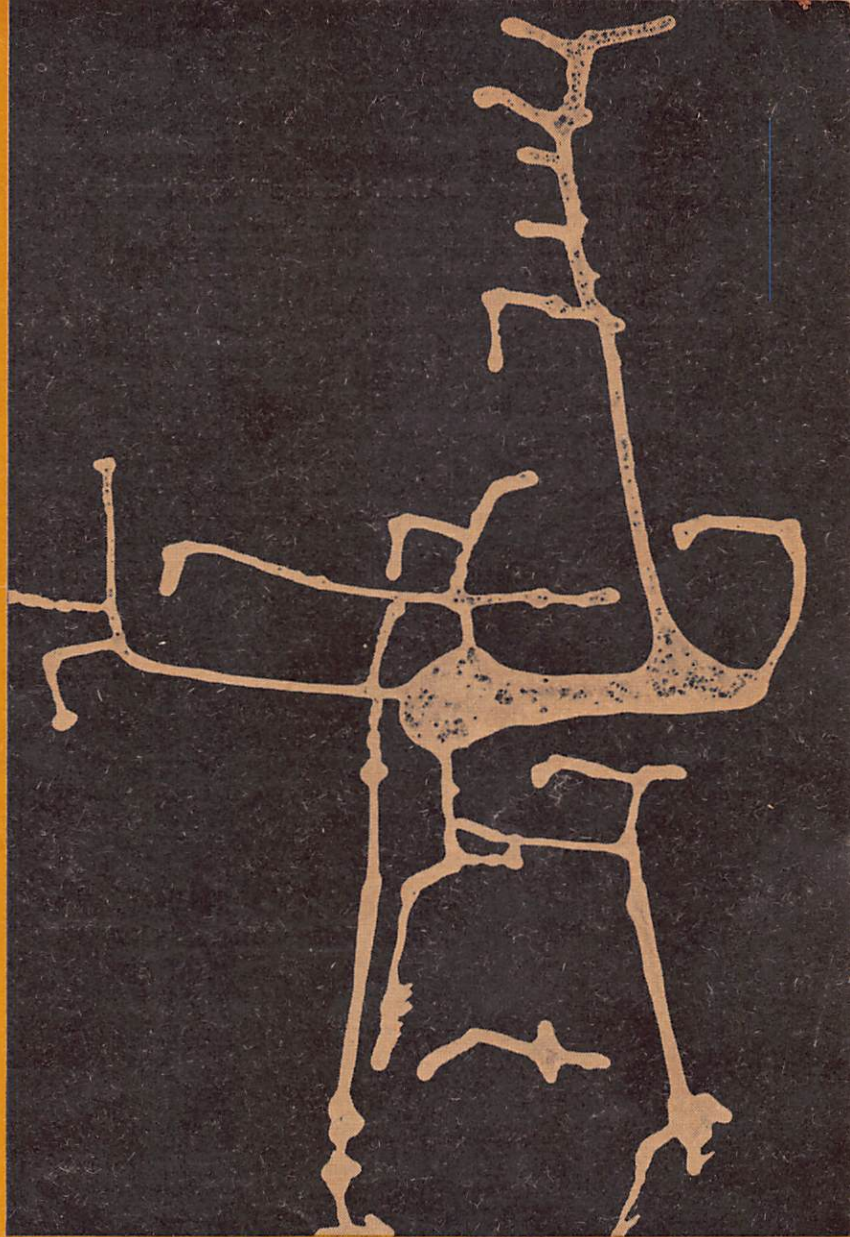


# DAS SCHLAUN-GYMNASIUM



WEIHNACHTEN 1960

## BÜCHER - die wir zu Weihnachten empfehlen:

- **Die großen Sagen der Welt.** Nacherzählt von Hans Eich.  
Hans Eich hat diese Sagen in einer glänzenden Form nacherzählt.  
164 Seiten mit zahlreichen farb. Illustrationen. DM 19.50. Ab 10 Jahre.
- **Graf/Waetzoldt: Das Buch der großen Maler.**  
In leicht verständlicher Form wird über die Entwicklung der abendländischen Malerei von Giotto bis Picasso berichtet. Ab 14 J. Ln. DM 16.80
- **Thompson, Seton, E.: Die schönsten Tiergeschichten.**  
Eine Sonderausgabe zum 100. Geburtstag des großen Tiererzählers.  
240 Seiten. Ab 12 Jahre. Leinen DM 9,80
- **Durch die weite Welt.** Band 34 ca. 400 Seiten mit ca. 500 Abbildungen.  
Ab 12 Jahre. Leinen DM 14,50
- **Der Gute Kamerad, Band 68.** 400 Seiten. Ab 12 Jahre. Leinen DM 13.80
- **Das Neue Universum, Bd. 77.** 480 S. 550 Abb. Ab 14 J. Leinen DM 15,80
- **Hauptmann, Gerhart: Meisterdramen:**  
Und Pippa tanzt / Michael Kramer / Die Ratten / Iphigenie in Delphi /  
Der Biberpelz. Einleitung Heinz Hilpert. Leinen DM 9,80

BUCHHANDLUNG  
Münster/Westf.

*Ferdinand Schöningh*

Salzstraße 61

JUWELIER

*Schmitt*

MÜNSTER (WESTF.)

Prinzipalmarkt 35 · Fernruf 4 47 02

*Großes Lager in Uhren, Juwelen,  
Gold- und Silberwaren*

**Eigenes Goldschmiedeatelier**

# Das Schlaun-Gymnasium

Schulzeitung für die Schüler, Lehrer, Eltern, Ehemaligen und Freunde  
des Schlaun-Gymnasiums zu Münster (Westf.)

Nr. 21/22

Weihnachten 1960

Preis: 0,80 (für Schüler: 0,50) DM

## Weihnachten in den Bergen

Weihnachten bei uns daheim war immer schön gewesen. Alle Jahre hatte uns der Heilige Abend, die Besinnung und die Bescherung Freude und Glück gebracht, doch hob sich in der Reihe der Feste keins durch besondere Erinnerungen heraus. Vor zwei Jahren nun erlebte ich den Christabend zum erstenmal in der Fremde, und das wurde mein schönstes Weihnachten.

Vater brauchte Erholung. Deswegen fuhren wir zu einem winterlichen Zelttreffen, ließen allerdings unser Zelt zuhause. Ein kleiner Kreis Gleichgesinnter fand sich zusammen. Wir wohnten in einer Hütte, eine Stunde vom nächsten Dorf entfernt. Ringsumher im hohen Schnee standen die Wohnungen und Zelte.

Der Heilige Abend kam heran. Die Berggipfel leuchteten im Schein der untergehenden Sonne, während es unten bei uns schon dämmerte. Friedlich lehnten die Bretter in langer Reihe an der Hüttenwand. Aus den Fenstern fiel das Licht traulich in das Dunkel, das sich über die Landschaft senkte.

Im Tagesraum fanden wir uns dann alle zusammen. Es duftete nach Tannengrün, und der Kachelofen verbreitete eine behagliche Wärme. Die halblauten Gespräche verstummten. Einer aus unserer Mitte, ein evangelischer Pastor, trat vor und las das Weihnachtsevangelium. Dann sprach er zu uns in schlichten Worten, die tief in unsere Herzen fielen.

Wir traten vor die Hütte. Es war ganz dunkel geworden. Die Sterne funkelten am Himmel. Von der hohen Tanne, die vor der Hütte stand, strahlten die Weihnachtslichter in die Nacht hinaus.

Wir sangen die schönen Weihnachtslieder. Dann kehrten wir in die Wärme zurück, und nun begann ein fröhliches Beschenken. Die Gaben, die da ausge-

### Zu den Bildern:

|                                |                          |
|--------------------------------|--------------------------|
| Titelseite                     | Bernd Optenhövel (Ull m) |
| Linolschnitt „Winter“          | Jürgen Köhn (Oll sb)     |
| Linolschnitt „Katze“           | Jürgen Drerup (IV c)     |
| Linolschnitt „Obstverkäuferin“ | K.-J. Weitkamp (Ulll c)  |
| Linolschnitt „Kasper“          | R. Bartholomé (Ulll c)   |

wickelt wurden, waren bescheidener als sonst. Doch sie waren mit Liebe ausgesucht und bereiteten Freude.

Die Stunden vergingen. Gegen Mitternacht hörten wir Schlittenglocken. Die Älteren mummten sich ein, um zur Christmette zu fahren. Wir Jüngeren zogen unsere schweren Stiefel an und schnallten die Bretter unter. Die Schlittenfahrer entzündeten ihre Fackeln, und wir glitten hinaus in die dunkle Nacht. Bald war die Höhe erreicht, die vor dem Dorfe lag, und aus dem Tal grüßten viele Lichter zu uns herauf. Schwache Lichtpünktchen glitten langsam die benachbarten Hänge und Berge hinab. Das waren die Lampen und Fackeln der Leute, die wie wir zum Dorfe wanderten. Nun hörte ich auch das helle Läuten der Kirchenglocken, die zum Gottesdienst riefen. Es ging weiter. Aus einem Seitenweg kam ein Bauer mit seiner Familie und schloß sich uns an. Wir erreichten das Dorf. Hier und dort öffnete sich eine Tür, fiel ein Lichtstreifen auf den Schnee, traten Männer und Frauen heraus. Vor der Kirche schnallten wir die Bretter ab. In das Läuten der Glocken mischte sich der mächtige Klang der Orgel. Die Christmette begann.

Dies Weihnachtsfest werde ich nicht vergessen. Vielleicht lag das Besondere nur im Fremden und Uegewohnten. Vielleicht ist das Herz aber auch offener und aufgeschlossener, wenn man einmal aus der Trägheit des Gewohnten herausgerissen wird.

Ernst Brors (geschrieben in Ullsa)

### Bland-Lard aus Argentinien

Die folgende Geschichte fanden wir in alten Papieren. Sie mag uns zunächst ein wenig vergilbt vorkommen — ähnlich wie das grobe Papier, auf dem sie seinerzeit abgefaßt wurde. Aber bei näherer Bekanntschaft mit ihr dürfte sich das ändern. Wir werden dann vermutlich feststellen, daß sie gar nicht so unzeitgemäß ist. Vielleicht kann sie uns gar bei unseren Weihnachtsvorbereitungen dienlich sein und uns das so schwere „Weihnachtsgeschäft“ ein wenig erleichtern.

\*

Der Frachter war geladen und sollte abgehen. Mit Konserven für das hungernde Deutschland, hieß es. Fünf Millionen Dosen Brechbohnen. Darüber schüttelte Diego Almagro den Kopf, als er Feierabend machte und heimging. Er hatte mitgeladen. Sollte es „denen da drüben“ ausgerechnet an Bohnen mangeln? dachte er. Das konnte er sich nicht erklären.

„Anneliese“, sagte er daher zu seiner Frau, als er heimkam. Sie stammte von „drüben“ wie viele andere in Argentinien. „Anneliese, du hast mir nie erzählt, daß in eurem Heimatlande keine Bohnen wachsen. Weißt du den Grund?“

„Keine Bohnen? Wie kommst du dazu?“

„Weil wir ein ganzes Schiff mit Brechbohnen für Hamburg geladen haben. Denk dir nur: fünf Millionen Dosen. Eine schöne Menge!“

„Hattet ihr nichts anderes, nichts . . .“

„Besseres, meinst du?“

„Ja“, sagte Frau Anneliese Almagro, geborene Pennekamp, aus Salzkotten bei Paderborn.

Das gleiche dachte auch Diego Almagro. Und plötzlich hatte er eine Idee. Er ging in eine Azienda und kam mit einer Dose Bland-Lard zurück. Er klebte einen Zettel mit seinem Namen darauf, fügte einen Gruß für den Entdecker hinzu und suchte sich das Gesicht des glücklichen Hamburger Hafenarbeiters vorzustellen, der „sie“ zwischen Bergen von Brechbohnen hervorziehen würde. Glückliche? In jenen Zeiten des Hungers und Darbens konnte so ein Fund schon glücklich machen.

\*

Diego Almagro ließ am nächsten Morgen eine der fünf Millionen Dosen mit Brechbohnen über Bord gehen — natürlich heimlich — und schmuggelte seine Dose Bland-Lard dafür der Ladung bei.

„Rücksichtsloser Unmensch!“ gurgelten die Bohnen in ihr, bevor sie auf Grund gingen und das große Schweigen lernten.

„Angeber!“ fauchte es der hübschen, buntbeklebten Dose Bland-Lard entgegen. Sie konnten sich das leisten, denn sie verkörperten eine Machtgruppe.

„Spießer!“ verteidigte sich die Bland-Lard-Dose. Aber sie sagte das klugerweise so leise, daß es niemand verstehen konnte. Und dann wurde es still. Und die Fahrt begann.

\*

Diego Almagros Gedanken weilten nun oft bei „seiner“ Dose mit Bland-Lard. Er war ein einfacher Mann. Und für einfache Männer in Argentinien ist eine Dose Bland-Lard schließlich ebenso viel wie ein oder zwei Pesos, wenngleich das sogenannte Wirtschaftswunder sich in Argentinien um mehr als ein ganzes Jahrzehnt früher ereignet hatte als bei uns.

„Nun schwimmt sie schon seit zwei Tagen“, dachte er. „Heute geht es über den Äquator. In 14 Tagen kann sie in Hamburg sein. Und dann . . . Ob „er“ sie wohl entdecken wird?“

\*

Natürlich entdeckte „er“ sie nicht. Dazu hatte er schließlich kein Recht als Hafenarbeiter. Sie wurde also als Bohnenkonserve ausgeladen und wanderte als Bohnenkonserve in den Liebesgabendienst, was ihr selbst zwar wenig behagte, da sie gewissermaßen aus besserem Hause kam, jedoch nicht weiter wunder nehmen sollte, wenn man sich erinnert, mit welchen Nöten jene Zeiten zu ringen hatten. Man werde schon rechtzeitig merken, was in ihr stecke, tröstete sich schließlich die Dose, um die es ging. Man werde es schon merken. Und dann . . .

\*

Sie wanderte in die Küche einer Familie, deren jüngstes Töchterchen sich für fremdsprachliche Aufschriften interessierte, seitdem sie Sextanerin war. Und das war sie erst seit kurzer Zeit. „Vati“, rief sie plötzlich aus und buchstabierte an der buntbeklebten Dose aus Argentinien herum. „Weißt du, was auf südamerikanisch Bland-Lard heißt?“

Vater las gerade seine Zeitung und war also ungnädig. Zeitungen waren damals eine Seltenheit, und ebenso selten waren die Augenblicke, die man ihnen widmen konnte. „Südamerikanisch? Aber das gibt es doch nicht, Tonia. Du meinst gewiß Spanisch oder Portugiesisch. Und nun laß mich in Ruhe! Ich will lesen.“

„Also auf spanisch oder portugiesisch. Weißt du es nicht, Vati?“

„Was denn?“

„Was Bland-Lard auf spanisch oder portugiesisch heißt.“

„Auf spanisch oder portugiesisch? Wieso? Ich kann weder das eine noch das andere.“

„Soll ich es dir sagen? Es heißt: Brechbohnen!“ Tonia triumphierte.

„Aber das ist doch Unsinn, Tonia“, widersprach Herr Elverich. „Erstens ist Bland-Lard kein spanisches oder portugiesisches Wort, sondern ein englisches. Und dann heißt es: Schweinefett. Aber auf deutsch. Und nun laß mich in Ruhe, ja?“

„In diesem Falle muß es aber doch Brechbohnen heißen“, beharrte Tonia. „Ich habe die Dose heute morgen als Liebesgabe bekommen. Es seien Brechbohnen drin, sagte man mir. Schau, da steht es: Bland-Lard. Ob Mutti sich freuen wird?“

Ganz recht, echote die Dose. Da steht es, groß und deutlich: Bland-Lard aus Argentinien. Und einen schönen Gruß von Herrn Diego Almagro aus Buenos Aires soll ich euch auch bestellen.

Herr Elverich hatte die Zeitung hingelegt. Er nahm die Dose und betrachtete sie von allen Seiten. Natürlich entdeckte er auch Herrn Diegos Gruß. Er schmunzelte, tippte sich an die Stirn — Köpfchen! — und überlegte. Dann nahm er sein Notizbuch und schrieb. „Nichts verraten!“ flüsterte er Tonia zu.

„Wieso nichts verraten?“

„Weil wir Mutti damit überraschen wollen.“

„Ach sooo!“

Die schöne bunte Dose Bland-Lard zitterte. Mutti überraschen? Wieso? Ob das etwas Böses für sie bedeutete?

CARL FLORA · MÜNSTER (WESTF.)

MARMOR - UND NATURSTEININDUSTRIE



MARMOR

GRANIT

SANDSTEIN

Am gleichen Tage noch konnte Herr Elverich eine Dose Brechbohnen, made in Germany, ein halbes Dutzend Eier, ebenfalls made in Germany, einen Riegel Schokolade und fast 50 Gramm Kaffeebohnen vor seiner erstaunten Frau auf den Tisch legen. „Liebesgaben!“ erklärte er stolz, als sie zweifelnd und sprachlos da stand. „Aus Übersee. Was sagst du dazu?“

Frau Elverich sagte nichts. So überrascht war sie. Aber natürlich fand sie den Kaffee am köstlichsten, da sie ihn sooo lange entbehrt hatte. Tonia bekam die Schokolade. Die Eier sollten auf mehrere Wochen verteilt werden. Und den Brechbohnen merkte Frau Elverich beim Zubereiten nicht einmal an, daß sie Braunschweiger Herkunft waren.

„Sag bloß, wie du das gefingert hast“, drang sie schließlich in ihren Mann, wobei man sich erinnern möge, daß der Ausdruck „gefingert“ damals ungemein gebräuchlich war, selbst in gebildeten Kreisen, sofern sie nicht „gedreht“ dafür einsetzten.

Schweigend holte Herr Elverich die Anschrift von Herrn Diego Almagro aus seiner Brieftasche hervor und zeigte sie seiner Frau. Wundert man sich, daß Frau Elverich nun ihrerseits eine Idee hatte? Sie meinte schon zu sehen, wie ganze Berge von Kaffee, Schokolade und Südfrüchten auf sie zukamen. Sie hatte nämlich beschlossen, sich bei Herrn Diego zu bedanken und in ihrem Schreiben — natürlich überaus diskret und nur andeutungsweise und mit der nötigen Zurückhaltung — durchblicken zu lassen, daß, wenn Herr Diego . . ., es jedenfalls für sie alle eine große Erleichterung in den schweren Zeitläuften bedeuten werde. Vielleicht könne er „etwas“ veranlassen.

Ohne Frage werde er das tun, versuchte die leer und mithin wertlos gewordene Brechbohnen-Dose vorzubringen, was eigentlich höchst naseweis von ihr war. Denn man beachtete, daß sie als Braunschweiger Fabrikat weder zu Herrn Diego Almagro noch zu Argentinien in irgendwelchen Beziehungen stand. Ja, sie war nicht einmal aus Weißblech.

\*

Und die echte Dose mit Bland-Lard? Nun, sie liebte bereits das begonnene Abenteuer und sollte auf ihre Kosten kommen. Man handelte die köstlichsten Dinge für sie ein, wie das damals so üblich war. Oder hättet ihr das vergessen, wo es euch wieder so gut geht, daß ihr es kaum noch wahrnehmt? Zigaretten, Kartoffeln, eine Puppe für den Weihnachtsgabentisch, Kleidungsstücke: es dürfte so leicht nichts geben, was damals für eine Dose Bland-Lard nicht feil gewesen wäre — damals, als die Liebe buchstäblich durch den Magen ging. Keiner aber der interimistischen Eigentümer jener schönen, buntbemalten Dose vergaß, sich die Anschrift von Herrn Diego heimlich zu notieren. Vorsorglich natürlich nur. Man konnte ja nicht wissen. Man verstand eben damals, höflich zu sein.

Ihr könne es schon passen, meinte die Bland-Lard-Dose bei den vielen Wiederholungen und neckischen Abwandlungen des ihr nun schon gewohnten Spiels. Ihr könne es durchaus recht sein. Hatte sie doch nicht erwartet, „drüben“ ein

solches Entgegenkommen zu finden — eine so einfache, bescheidene, wenn auch buntbemalte Bland-Lard-Dose, wie sie war.

\*

Nach Wochen liefen die ersten Dankesbriefe aus Deutschland bei Herrn Diego Almagro ein. Sie stiegen auf einige Dutzend, glichen sich im Ton und wichen nur in gewissen Angaben voneinander ab. In einem glaubte man sich für Kaffee bedanken zu müssen, in einem andern für Zigaretten oder Tee. Überaus diskret und nur andeutungsweise und immer mit der nötigen Zurückhaltung ließen aber alle irgendwie durchblicken, daß, wenn Herr Diego Almagro . . ., es jedenfalls für sie alle eine große Erleichterung bei den schweren Zeitläuften bedeuten werde. Vielleicht könne er „etwas“ veranlassen.

\*

„Glaubst du an Wunder, Anneliese?“ fragte Herr Diego eines Tages seine Frau, als die Flut der Briefe einigermaßen verebbt war.

„An Wunder? Wie meinst du das?“

Diego reichte ihr seine Briefe hin. „Weil so viele von „drüben“ angeben, sie hätten von mir ich weiß nicht was alles erhalten, wofür sie sich bedanken müßten: Kaffee, Tee, Schokolade, Zigaretten . . . Sogar frische Eier soll ich einer Frau aus Köln geschickt haben. Aber ich träume doch nicht. Ich bin doch normal. Ich weiß doch genau, daß es Bland-Lard war, ein einziges Mal, damals, du weißt doch, statt der Brechbohnen. Aber von Bland-Lard schreibt niemand. Kannst du dir das erklären?“

Frau Anneliese Almagro, geborene Pennekamp aus Salzkotten bei Paderborn, konnte es nicht. Niemand in Argentinien, wem immer sie die Sache vortrug, konnte es — ein untrügliches Zeichen dafür, daß das sogenannte Wirtschaftswunder sich in Argentinien um mehr als ein ganzes Jahrzehnt früher ereignet hatte als bei uns.

C. Henke



**Hemesath**  
**Rothenburg 31**

Münsters  
ältestes Fachgeschäft

*Kanariensänger,  
nestjunge Wellensittiche,  
Walduögel, Prachtfinken  
Vogelbauer und Ständer  
Zierfische, Aquarien und Zubehör  
Angelgeräte*

## Wie wir schenken sollten

Die Menschen pflegen sich bei Anlässen verschiedenster Art Geschenke zu überreichen. So überreicht etwa der Gast dem Gastgeber ein Geschenk, um ihn damit zu ehren und ihm für seine freundliche Aufnahme zu danken. Was man dem Gastgeber schenkt, ist bei den einzelnen Völkern verschieden: wir schenken Blumen, die Mongolen einen blauen Seidengürtel.

Schon von früh auf haben uns die Eltern gelehrt, daß es auf den Wert solcher Geschenke nicht in erster Linie ankommt. Aber wenn wir das auch eingesehen haben, stellt sich uns doch die Frage, worauf es denn beim Schenken und bei Geschenken besonders ankommt.

Eine Erfahrung, die mich die Lösung dieser Frage ahnen ließ, machte ich an einem Weihnachtsfest. Am ersten Weihnachtstage besuchten meine Eltern und ich meine Großmutter. Nachdem meine Eltern und sie sich gegenseitig beschenkt hatten, nahm meine Großmutter mich beiseite und gab mir einen Briefumschlag mit Geld darin. Zuerst war ich enttäuscht. Geld als Geschenk hatte ich nicht erwartet. Dann aber sagte meine Großmutter mir, sie wisse nicht, was man einem Jungen wie mir schenken könne. Um mich nicht zu enttäuschen, habe sie mir das Geld gegeben.

Nun verstand ich sie. Sie hatte recht. In ihrem Fall war es das beste, Geld zu schenken, obwohl ein Geldgeschenk an sich von mangelnder Einfühlungsgabe zeugen mag.

Ein anderes kleines Erlebnis machte mir noch deutlicher, wie man in sinnvoller Weise schenken kann. Meine kleine Kusine hatte angefangen, Briefmarken zu sammeln. Wenn ich bei meiner Tante, ihrer Mutter, zu Besuch war, hatte ich mich immer über ihren Eifer bei ihrer neuen Beschäftigung gefreut, Briefmarken sorgsam von Briefen abzulösen, dicke Kataloge zu wälzen, um ihren Wert festzustellen, und sie schließlich in ihr Album einzukleben.

Einige Zeit war vergangen, und ihr Geburtstag rückte näher. Ich überlegte, wie ich ihr eine kleine Freude machen könnte. Mir fiel ihre neue Lieblingsbeschäftigung ein, und ich schickte ihr ein Tütchen voll Briefmarken. Nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief, in dem sie mir herzlich dankte und ihre Freude über die Briefmarken zum Ausdruck brachte.

Dieser Brief ließ mich erkennen, daß auch Geschenke von geringem materiellen Wert einen großen seelischen Wert haben können. Ich hatte mich in die Lage meiner kleinen Kusine versetzt und hatte ihr so eine größere Freude bereitet als vielleicht mit einem anderen, viel kostbareren Geschenk.

Wenn uns ein Geschenk einen lange gehegten, bis dahin unerfüllt gebliebenen Wunsch erfüllt, so wird uns dadurch ebenfalls eine große Freude bereitet. Diese Erfahrung machte ich an meinem letzten Geburtstage. Ich war erstaunt, als ich unter den Geschenken für diesen Tag eine Schallplatte mit russischer Volksmusik fand. Ich hatte schon lange die Absicht gehabt, mir diese Platte zu kaufen, hatte aber nie genug Geld dazu gehabt. Als ich fragte, bekam ich zur Antwort, meine

Tante habe sie mir geschenkt. Wie hatte sie von meinem geheimen Wunsch erfahren? Ich fragte sie danach in einem Briefe. Sie antwortete, ich hätte einmal eine Andeutung gemacht, daß mir gerade diese Platte sehr gefalle. Da habe sie sie für mich gekauft.

Darüber freute ich mich mehr als über andere Geschenke, die ich je bekommen hatte. Ich höre diese Platte immer wieder an und empfinde noch stets die gleiche Freude daran wie an jenem Geburtstage.

Das Geschenk, das mir bis heute die größte Freude bereitet hat, erhielt ich am letzten Weihnachtsfeste. Es hatte ein etwas trauriges Vorspiel. Ich hatte sechs Jahre lang ein Pärchen Exoten-Vögel gehabt. Im Sommer waren sie eingegangen. Meine Eltern kannten meine Tierliebe und wußten, wie sehr ich diesen Verlust betrauerte. Sie wußten auch, daß ich mich einsam fühlte, da ich keine Geschwister habe. Nun waren wir aus der Innenstadt in die Vorstadt gezogen und hatten eine große Wohnung und sogar einen kleinen Garten. In dieser Umgebung war Platz für den Gegenstand meines lange gehegten und unerfüllten Wunsches. Er wurde am Weihnachtsabend zur Wirklichkeit: ich bekam einen Hund, einen kleinen Pudel. Meine Freude über diese Überraschung war unbeschreiblich. Nun hatte ich jemanden, der mein bisheriges, vielleicht etwas eintöniges Leben durch seine Streiche durcheinanderwarf, mir viel Spaß bereitete und mich oft zum Lachen brachte.

Dies Geschenk ließ mich erleben, wie durch die Einfühlungsgabe des Schenkenden eine etwas traurige Stimmung zum besten gewendet werden kann.

Wenn man zu Ostern, Weihnachten oder Neujahr ungezählte bunte Postkarten von Bekannten erhält, die man schon fast vergessen hat, erkennt man, daß bei ihnen kaum tiefere Gefühle mitsprechen. Es ist mehr oder weniger Routine. Solche Aufmerksamkeiten erinnern uns im Grunde nur daran, wie man nicht schenken sollte.

Wie man aber sinnvoll schenken kann, indem man vor allem Freude schenkt, das haben, denke ich, die vier Beispiele gezeigt, die ich gebracht habe.

Hartwig Jansen (Oll sa)

*Kaffeehaus Vennemann*

HANDORF

DAS BELIEBTE AUSFLUGSLOKAL  
AN DER WERSE

## Aus dem Leben unserer Schule

Zu Ostern 1960 mußten wir drei neue Klassen einrichten, so daß die Schule jetzt 26 Klassen umfaßt: je 3 Klassen von Sexta bis Unterprima und 2 Oberprimen. Die Zahl der Schüler beträgt etwa 750.

Von den neu aufgenommenen Sextanern wählten 38 Englisch und 88 Latein als Anfangssprache.

\*

Vorsitzender unserer Schulpflegschaft ist, wie bisher,

Herr Dr. Hans Ferdinand Badde,  
Facharzt für innere Krankheiten.

Zu seiner Vertreterin wurde am 14. Juni

Frau Rina Becker

gewählt.

Die Schulpflegschaft für das Schuljahr 1960/61 besteht aus folgenden Mitgliedern:

| Klasse  | Vorsitzender                            | Vertreter                             |
|---------|-----------------------------------------|---------------------------------------|
| VI a    | Werner Borgstädt<br>Oberinspektor       | Frau Helene Hemesath                  |
| VI b    | Gerhard Köhler<br>Angestellter          | Frau Marta Theissen                   |
| VI c    | Heinrich Eggert<br>Dezernent            | Frau Inge Herweg                      |
| V a     | Albert Bohnsack                         | Frau M. Teiwes                        |
| V b     | Frau Rina Becker                        | Leo Pohl<br>Oberinspektor             |
| V c     | Heinz Maßmann<br>Ingenieur              | Frau G. Merten                        |
| IV a    | Werner Matz<br>Hauptmann                | Frau H. Eller                         |
| IV b    | Matthias Riedel<br>Vermessungsrat       | Frau Erna Hiller                      |
| IV c    | Gert Lühn<br>Prokurist                  | Frau Margret Höpke                    |
| UIII a  | Frau Liselotte Dege                     | Adam J. Kappel<br>Verw.-Oberinspektor |
| UIII b  | Dr. Gustav Rapp<br>Oberpostrat          | Frau Hilde Couvet                     |
| UIII c  | Karl Weitkamp<br>Kaufmann               | Frau Ursula Quante                    |
| OIII m  | Dr. H. F. Badde<br>Facharzt             | Frau M. Wattendrup                    |
| OIII sa | Bernhard Franke<br>Angestellter         | Frau Eva Kaup                         |
| OIII sb | Hermann Schapmann<br>Justizobersekretär | Frau Marianne Greuling                |
| UII m   | Herbert Hein<br>Bauingenieur            | Frau E. Wesemann                      |

|        |                                          |                                            |
|--------|------------------------------------------|--------------------------------------------|
| UII sa | Rudolf Koschik<br>Oberinspektor          | Frau Elly Schiefel                         |
| UII sb | Gustav Nagel<br>Bundesbahnberrät         | Frau Hilde Becker                          |
| OII m  | Hans Nowak<br>Landesoberbaurat           | Frau E. Schleppinghoff                     |
| OII sa | Christoph Brors<br>Oberlandesgerichtsrat | Frau Erna Meintrup                         |
| OII sb | Frau Luise Brockmann                     | Hubert Brüning<br>Sparkassendirektor i. R. |
| UI m   | Bernhard Hartmer<br>Oberinspektor        | Frau Margot Orbe                           |
| UI sa  | Walter Hegerding<br>Kaufmann             | Frau H. Detering                           |
| UI sb  | Eugen Bánhegyi<br>Angestellter           | Frau Ilse Kambartel                        |
| OI m   | Wilh. Schlagenotto<br>Telegr.-Sekretär   | Frau Maria Jamrosy                         |
| OI s   | Heinrich Heescher<br>Landesrentmeister   | Frau R. Niedergerke                        |

\*

Unser neuer Schulsprecher ist Jürgen Eismann (UI m), sein Vertreter Bernhard Bergmann (UI sb). Verbindungslehrer zur Schülermitverantwortung ist, wie bisher, Herr Studienassessor Dütz.

\*

Seit Ostern 1960 unterrichteten an unserer Schule

Herr Stud.-Assessor Paul Bernd Kemper,  
Herr Stud.-Assessor Gerhard Herting,  
Herr Stud.-Assessor Georg Greshake und  
Herr Kunsterzieher Gerhard Uhlig;

seit dem 1. Oktober d. J.:

Frau Stud.-Assessorin Dr. Marianne Schwartz;

seit dem 1. November d. J.:

Frau Stud.-Assessorin Margarete Tigges und  
Herr Stud.-Assessor Fritz Raffin.

Wir wünschen allen Neuhezugekommenen — Eltern, Lehrern wie Schülern — Freude und Erfolg bei ihrer Arbeit.

\*

Herr Studienrat Schwarz ist wegen einer Krankheit, die er sich in russischer Kriegsgefangenschaft zuzog, für das laufende Schuljahr beurlaubt. Wir wünschen ihm recht baldige volle Genesung.

\*

Herr Dr. Junker ist seit dem 1. Oktober d. J. ebenfalls beurlaubt. Er übernahm die Leitung des hiesigen Overberg-Instituts, wozu ihn unsere besten Wünsche begleiten.

Am 1. Juli wurden zu Studienräten ernannt:

Herr Stud.-Assessor Ulrich Ehrhardt,  
Herr Stud.-Assessor Klaus Hagemann und  
Herr Stud.-Assessor Herbert Schmidt;

am 28. Oktober:

Frau Stud.-Assessorin Dr. Charlotte Gruna,  
wozu wir die Genannten herzlich beglückwünschen.

\*

Am 1. Dezember war der Leiter unserer Schule,

Herr Oberstudiendirektor Dr. Plate,

40 Jahre im höheren Schuldienst tätig. Wir gratulieren dem Jubilar und möchten ihm und uns von Herzen wünschen, daß seine Hand noch lange unsere Schule leitet und seine Gaben uns erfreuen.

\*

In der Annahme, daß es manche unserer Leser, vor allem die Eltern unserer Schüler und unsere „Ehemaligen“ interessieren könnte, bringen wir im folgenden eine Übersicht über alle Lehrer, die z. Z. an unserer Schule tätig sind:

- |                                                                                                                                |                                                                                                       |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1. Oberstud.-Direktor Dr. Josef Plate<br>Leiter der Schule                                                                     | 19. Studienrat Dr. Rochus Junker<br>Fachleiter für Englisch am<br>Studienseminar I<br>z. Z. beurlaubt |
| 2. Oberstudienrat Dr. Conrad Henke<br>Verwaltungs-Oberstudienrat<br>Fachleiter für Geschichte am Studien-<br>seminar I         | 20. Studienrat Wilhelm Wacker                                                                         |
| 3. Oberstudienrat Dr. Eduard Lütgen<br>Fach-Oberstudienrat<br>Fachleiter für Deutsch und<br>evgl. Religion am Studienseminar I | 21. Studienrat Alfred Jobst                                                                           |
| 4. Oberstudienrat<br>Dr. Hugo Pottebaum<br>Fach-Oberstudienrat<br>Fachleiter für Biologie<br>am Studienseminar I               | 22. Studienrat Dr. Fritz Scholmeyer                                                                   |
| 5. Oberstudienrat Hans Gradaus<br>Fach-Oberstudienrat                                                                          | 23. Studienrat Günther Eilentrop                                                                      |
| 6. Studienrat Fritz Wedner                                                                                                     | 24. Studienrat Dr. Rudolf Tuchmann                                                                    |
| 7. Studienrat Richard Schwarz<br>z. Z. wegen Krankheit beurlaubt                                                               | 25. Studienrat Alfred Heidtmann                                                                       |
| 8. Studienrat Wilh. Schlichthaber                                                                                              | 26. Studienrat Herm. Schwerbrock                                                                      |
| 9. Studienrätin Paula Lange                                                                                                    | 27. Studienrat Ulrich Ehrhardt                                                                        |
| 10. Studienrat Ernst Thiel                                                                                                     | 28. Studienrätin Dr. Charlotte Gruna                                                                  |
| 11. Studienrat Walter Otte                                                                                                     | 29. Studienrat Herbert Schmidt                                                                        |
| 12. Studienrat Dr. Albert Allerup                                                                                              | 30. Studienrat Klaus Hagemann                                                                         |
| 13. Studienrat Heinrich Brinkrolf                                                                                              | 31. Studienassessor Paul Bernd<br>Kemper                                                              |
| 14. Studienrat Paul Hungerberg                                                                                                 | 32. Studienassessor<br>Norbert Johannimloh                                                            |
| 15. Studienrat Bernhard Schlüter                                                                                               | 33. Studienassessor Josef Pahl                                                                        |
| 16. Studienrat Hans Schormann                                                                                                  | 34. Studienassessor Heinrich Dütz                                                                     |
| 17. Studienrat Rudolf Hillebrand                                                                                               | 35. Studienassessor Gerhard Herting                                                                   |
| 18. Studienrat Dr. Ludwig Klocken-<br>busch                                                                                    | 36. Studienassessor Adolf Scheidt                                                                     |
|                                                                                                                                | 37. Studienassessor Georg Greshake                                                                    |
|                                                                                                                                | 38. Studienassessorin<br>Margarete Tigges                                                             |
|                                                                                                                                | 40. Studienassessor Fritz Raffin                                                                      |
|                                                                                                                                | 41. Studienrätin a. D.<br>Dr. Johanna Kortmann                                                        |
|                                                                                                                                | 42. Kunsterzieher Gerhard Uhlig                                                                       |

Am 1. November verließen unsere Schule nach bestandener Pädagogischer Prüfung die Herren Studienassessoren

Günter Böhm  
Dieter Bucker  
Theodor v. Dobbeler  
Eberhard Herzig

Gerhard Jordy  
Wolfgang Meier  
P. Josef Erich Sander, OFM  
Dr. Manfred Schunicht

Es begleiten sie unsere besten Wünsche.

Zur gleichen Zeit wurden der Schule folgende Herren Stud.-Referendare überwiesen:

Aloys Beuers  
Hermann Fischer  
Rudolf Gundlach  
Dankfried Kleinschmidt  
Detlef Luchterhandt  
Gerhard Meyer

Hilmar Müller  
Gerhard Simon  
Alfons Schröder  
Wolfgang Ulrich  
Henner Voß

Wir möchten wünschen, daß sie sich an unserer Schule wohlfühlen.

\*

Abwechslung in die tägliche Arbeit der Schule brachten wieder unsere dies-jährigen Wander- und Studienfahrten. An ihnen waren folgende Klassen beteiligt:

| Klasse | Ziel                   |
|--------|------------------------|
| IV a   | Lengerich/Iburg        |
| IV b   | Lipperland             |
| UIII b | Iburg/Dörenberg        |
| UIII c | Lipperland             |
| UII m  | Altena                 |
| UII sa | Lemgo                  |
| UII sb | Nattenberg/Lüdenscheid |
| OII sa | Burg Rothenfels        |
| OII sb | Borgholzhausen         |
| UI m   | Möhnesee               |
| UI sa  | Ahlborn/Oldenburg      |
| UI sb  | Ahlborn und Arnheim    |
| OI m   | Berlin                 |
| OI s   | Detmold                |

Unsere Sängerknaben fuhren zur Porta Westfalica und in das Mindener Land.



*Walter Rogée*

Das Fachgeschäft für gute Blumenspenden!

M Ü N S T E R / W E S T F.

Bahnhofstr. 2 (Ecke Servatiiplatz) · Telefon 3 59 36 · Wolbecker Str. 20

Leider kann der Chronist diesmal nicht nur Erfreuliches aus dem Leben unserer Schule berichten.

Am 27. Mai haben wir den kleinen Sextaner Ralf K o p p e i (VI b) verloren. Er ist im Kanal ertrunken.

Am 14. August verloren wir zwei weitere Schüler unserer Schule:

Tilo Schier (Abiturient von 1957) und

Wolfhard Schultz (Ullm).

Beide sind bei einem Flugzeugunglück ums Leben gekommen.

Am 1. Sept. erhielten wir die Nachricht vom Tode unseres lieben Kollegen,  
Herrn Studienrat i. R. Leo Burgholz

Wir haben ihn am 6. Sept. auf dem Waldfriedhof Lauheide begraben.

Im gleichen Monat — am 27. Sept. — wurde uns ein weiterer Kollege,  
Herr Studienassessor Hans Müller

durch einen Autounfall entrisen. Wir begruben ihn am 30. September auf dem Zentralfriedhof.

Am 8. Oktober starb in Wuppertal-Elberfeld der ehemalige Leiter unserer Schule,

Herr Oberstudiendirektor Dr. Adolf Eggers

kurz nach Vollendung seines 77. Lebensjahres.

Möge Gott ihnen allen die ewige Ruhe geben!

### **Zur Erinnerung an Leo Burgholz**

Mit Leo Burgholz, der seit Ostern 1958 im Ruhestand lebte und nun zu Grabe getragen wurde, hat das Schlaun-Gymnasium einen seiner besten Lehrer verloren, einen Lehrer, der in fast 40 Jahren das Gesicht der Schule wesentlich mitgeprägt hat. Als Künstlerzieher hat er, der selber ein begabter Künstler war, junge Menschen in ihrer künstlerischen Entwicklung gefördert. Er war bahnbrechend in seinem Bemühen, den Schülern Verständnis für die moderne Kunst zu vermitteln. In seiner westfälischen Kraft und Beharrlichkeit ist er unerbittlich seinen Weg gegangen, bis er Anerkennung fand und man ihn mit der Ausbildung junger Künstlerzieher beauftragte. Aber nicht nur künstlerische Begabungen wollte er fördern, seine wesentliche Aufgabe sah er darin, in jedem Schüler die Freude am Gestalten zu wecken

und dadurch seine Persönlichkeit zu entfalten. Mit unerbittlicher Strenge ließ er nur das Echte und persönlich Empfundene gelten. Seine Echtheit und Wahrhaftigkeit, allem Schein und aller Fassade abhold, war ein Grundzug dieses geraden Mannes. Und so wollte er auch seine Schüler.

Obwohl seine große Liebe seiner Kunst galt, setzte er sich doch mit ganzem Herzen für seine Schule ein. Er war seinen Schülern ein guter Kamerad und begegnete seinen Kollegen in vorbildlicher Hilfsbereitschaft und als treuer Freund. So wird er im Schlaun-Gymnasium allen in Erinnerung bleiben.

Er verstand es, mit den Schülern aller Altersstufen umzugehen. Auf großer Fahrt öffnete er den Jungen die Augen für alles Schöne in der engeren und weiteren Heimat. Mit seiner Frau, die auch in seinem künstlerischen Streben seine treue Gefährtin war, gestaltete er Theateraufführungen und Schulfeste. Wertvolle Ausstellungen von Schülerzeichnungen und die Ausschmückung der Schule waren sein Werk.

Aber der Schwerpunkt seiner Arbeit lag in seinem täglichen Unterricht. Voller Ideen und immer mit neuen Einfällen wirkte er in seinen Klassen. Er war ein begnadeter Pädagoge, er wußte die Kleinen und die Großen anzuregen und zur freudigen Arbeit zu bringen. Und dabei herrschte Ordnung und Disziplin. Es war, als ob der alte Geist der arbeitsfreudigen und bescheidenen Malerzunft in seinem Unterricht lebendig wurde. So begrüßte er seine Jungen zu Beginn seiner Stunden mit dem alten Gruß: Gott segne das ehrbare Handwerk!

Gott hat es durch seine Arbeit gesegnet.

### **Zur Erinnerung an Hans Müller**

Ich kam an jenem Dienstag, dem 27. September, aus der ersten Unterrichtsstunde in das Lehrerzimmer und war, wie das so zu sein pflegt, noch in Gedanken an die Geschichte, die ich gerade besprochen hatte: die traurig-schöne Geschichte der „Verlobung in St. Domingo“. Man sieht dann nicht viel von dem, was rundum geschieht, überhört vielleicht sogar den Gruß eines Kollegen und geht an anderen vorbei, als wären sie nicht da.

An diesem Morgen aber stand dort ein Kreis von Menschen, stand dort so still, daß ich sofort aus meinen Gedanken herausfiel, mir die Gesichter, eines nach dem anderen, ansah und den bleichen Schrecken darauf las, bis der Direktor erklärte: „Herr Müller ist eben tödlich verunglückt.“

Es war zunächst so, als triebe diese Nachricht jeden Gedanken und jedes Gefühl aus mir heraus. Als ich langsam wieder einer Vorstellung fähig wurde, waren da merkwürdigerweise zwei Erinnerungen, die in den folgenden Tagen mich begleitet und sich jetzt fest mit diesem Todeserlebnis verbunden haben.

Auf einem Kollegiumsausflug, kurze Zeit vorher, war ich mit Hans Müller längere Zeit spazieren gegangen; wir waren im Laufe unseres Gespräches auch auf unsere augenblickliche Arbeit im Deutschunterricht und schließlich auf die Geschichte, die er gerade in seiner Untertertia las, gekommen, den „Pole Poppen-späler“. Er konnte ja danach fragen, wie man etwas wohl am besten machte, und unser Gespräch wurde ausführlich und gründlich, weil auch ich die Geschichte vor gar nicht langer Zeit in meiner Untertertia behandelt hatte. Jetzt, da ich mir Hans Müller tot denken mußte, war diese Geschichte sofort da und mit ihr der



Gedanke: Sie hat ihn also zuletzt beschäftigt — sowie das Empfinden: Sie war gut dazu und hat ihn auf diese ganz ernste, innige Weise erfreut, wie man das einem Menschen in seinen letzten Tagen wünscht. Besonders an eine Stelle aus der Poppenspäler-Geschichte mußte ich denken, an Pauls Abschied von der Lisei, wo es heißt:

*„Ade! Ade! rief das Lisei. Das Pferdchen zog an, das Glöckchen an seinem Halse bimmelte; ich fühlte die kleinen Hände aus den meinen gleiten, und fort fuhren sie, in die weite Welt hinaus. — — Ich war wieder am Rande des Weges emporgestiegen und blickte unverwandt dem Wägelchen nach, wie es durch den stäubenden Sand dahinzog. Immer schwächer hörte ich das Gebimmel des Glöckchens; einmal noch sah ich ein weißes Tüchelchen um die Kisten flattern; dann allmählich verlor es sich mehr in den grauen Herbstnebel. Da fiel es plötzlich wie eine Todesangst mir auf das Herz: Du siehst sie nimmer, nimmer wieder! — — „Lisei!“ schrie ich. „Lisei!“ — Als aber dessenungeachtet, vielleicht wegen einer Biegung der Landstraße, der nur noch im Nebel schwimmende Punkt jetzt völlig meinen Augen entchwand, da rannte ich wie unsinnig auf dem Wege hinterdrein. Der Sturm riß mir die Mütze vom Kopfe, meine Stiefel füllten sich mit Sand; aber soweit ich laufen mochte, ich sah nichts anderes als die öde, baumlose Gegend und den kalten grauen Himmel, der darüber stand. Als ich endlich bei einbrechender Dunkelheit zu Hause wieder angelangt war, hatte ich ein Gefühl, als sei die ganze Stadt indessen ausgestorben. Es war eben der erste Abschied meines Lebens.“*



Ja, ich sage es auch: Es war der erste ganz schwere Abschied meines Lebens. Ich habe ihn eigentlich immer noch nicht geleistet, würde mich auch heute, acht Wochen nach seinem Tode, nicht wundern, wenn er plötzlich vor mir stünde und sagte: Was habt ihr da doch für einen bösen Traum geträumt!

Aber das wird nicht geschehen. Indem ich das denke, höre ich wieder den Satz, den meine Frau immer vor sich hinsprach, als ich ihr die Nachricht brachte: „Das ist ja so traurig! Ach, das ist ja so traurig!“

Damit kommt auch die andere Erinnerung wieder, die damals im Augenblick des ersten Schreckens heraufkam: Wir brachten mit unserem kleinen Kollegen-Chor dem Ehepaar Müller zur Geburt der kleinen Jutta ein Ständchen. Während wir sangen, saßen die beiden nebeneinander und hörten zu. Hans Müller sang, weil er die Lieder kannte, leise und glücklich lächelnd mit. Da kam die Strophe:

*„Weint zum erstenmal das Kind,  
Kommt ein sanfter Abendwind,  
Und ein Lilienstengel schön  
Wird aus dunkler Erde gehn  
Und ein Tau fällt darein. —  
Trösten kann nur Gott allein.“*

Bei der letzten Zeile schaute Hans Müller seine Frau plötzlich an und legte seine Hand auf die ihre. Ja, trösten kann nur Gott allein! Fr. Sch.





Oberstudiendirektor

**DR. ADOLF EGGERS**

† 8. Oktober 1960



Studienassessor

**HANS MÜLLER**

† 27. September 1960

In piam

**RALF KOPPEI (VIb)**

† 27. Mai 1960

**TILO SCHIER**

(Abiturient 1957)

† 14. August 1960

**WOLFHARD SCHULTZ**

† 14. August 1960

memoriam!



Studienrat i. R.

LEO BURGHOLZ

† 1. September 1960

Denk es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,  
wer weiß, im Walde,  
ein Rosenstrauch, wer sagt,  
in welchem Garten?  
Sie sind erlesen schon,  
denk es, o Seele,  
auf deinem Grab zu wurzeln  
und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden  
auf der Wiese.  
Sie kehren heim zur Stadt  
in muntern Sprüngen.  
Sie werden schrittweis gehn  
mit deiner Leiche —  
vielleicht, vielleicht noch eh  
an ihren Hufen  
das Eisen los wird,  
das ich blitzen sehe.

Eduard Mörike

## Rückblick auf unser diesjähriges Schulsportfest

Am 18. Juli wurden die Bundesjugendspiele 1960 in Verbindung mit einem großen Schulsportfest durchgeführt. Alle Schüler mußten am Vormittag den Dreikampf (Lauf, Weitsprung, Wurf oder Kugelstoß) absolvieren. Der Nachmittag gehörte den Staffeln und den Entscheidungen in den Laufwettbewerben.

Das übliche gute Wetter hatte uns auch diesmal nicht im Stich gelassen. Es klappte alles vorzüglich, nicht zuletzt dank der mustergültigen Organisation, die in den Händen unseres inzwischen verstorbenen Lehrers Hans Müller lag.

Die seit Jahren bemerkbare Leistungssteigerung hat auch in diesem Jahre angehalten. Es wurden viele Schulrekorde verbessert. Viel wichtiger aber ist es, daß auch in der Breite eine starke Zunahme der Leistungen zu bemerken war. Das zeigt am besten die Zahl der Ehrenurkunden und Siegerurkunden: 135 bzw. 289.

Hervorragende Leistungen erzielten:

|               |                     |          |
|---------------|---------------------|----------|
| im 50 m-Lauf  | Schmaloe (V c)      | 7,5 sec  |
| im 100 m-Lauf | L. Niesert (O l s)  | 11,3 sec |
|               | Nienhaus (U l l m)  | 11,3 sec |
| im Weitsprung | Buddemeyer (I V c)  | 4,6 m    |
|               | Mertens (U l l s a) | 6,10 m   |
|               | L. Niesert (O l s)  | 6,30 m   |

(es sprangen im übrigen 11 Schüler über 6 m weit).

|                        |                     |         |
|------------------------|---------------------|---------|
| im Wurf                | Brendel (U l l s b) | 90 m    |
| im Kugelstoß (61/4 kg) | Ungruhe (U l m)     | 13,10 m |

Im Dreikampf übertrafen 8 Schüler die „Traumgrenze“ von 80 Punkten. Bester war hier wie im Vorjahre Klaus Ungruhe (U l m) mit 86,5 Punkten.

Auch in den Klassenwertungen steigerten sich die Durchschnittszahlen im allgemeinen um 5 bis 10 Punkte. Sieger und damit Wimpelgewinner waren

|                                |                   |     |
|--------------------------------|-------------------|-----|
| in der Unterstufe die I V c    | mit 74,20 Punkten |     |
| in der Mittelstufe die U l l m | mit 82,87 Punkten |     |
| in der Oberstufe die O l m     | mit 75,07 Punkten | Tu. |



*Ein Dukatenesel wäre nicht schlecht.  
Leider sind seine Dukaten nicht echt.  
Wer klug ist, weiß seinen Vorteil zu wahren.  
Die echte Geldmacherskunst heißt: Sparen!*

**VOLKSBANK** 

## Gruß der Abiturientenschaft an die „Ehemaligen“

Liebe Freunde!

Anläßlich des Erscheinens dieser Nummer des „Schlaun-Gymnasiums“ als Weihnachts-Nummer nehmen wir gern die Gelegenheit wahr, Ihnen allen sowie Ihren Angehörigen herzliche Weihnachts- und Neujahrsgrüße zu übermitteln.

Zugleich möchten wir Ihnen Dank sagen für die von Ihnen entrichteten Beiträge und die darüber hinausgehenden, teils großzügigen Spenden für unsere Vereinigung. Letztere ermöglichen uns immer wieder die organisatorische Vorbereitung und verhältnismäßig kostspielige Durchführung unserer Wiedersehensfeiern.

In der vorliegenden Ausgabe finden Sie am Schluß im geschäftlichen Teil ein neues Postscheck-Konto auf den Namen von Herrn Friedrich Bexten, Münster. Er hat sich seit dem letzten Jahr freundlicherweise unserem Arbeitskreis als Geldverwalter zur Verfügung gestellt. Das zwischenzeitlich eingerichtete Verfahren der Banküberweisung hat sich als unzuverlässig herausgestellt, so daß nunmehr wieder, wie bereits früher, die Beträge auf dem Postscheckwege angewiesen werden können.

Doch genug vom leidigen Geld und seiner leider zu autoritären Regierung! Unsere Gemeinschaft soll ja an erster Stelle der Verbundenheit zur alten Schlaunschule und der Pflege ihrer Tradition dienen.

Irgendwie ist man auch als „Ehemaliger“ immer wieder zu Hause, wenn man heute den Schulhof an der Mauritzstraße (jetzt Sonnenstraße) betritt und die alten, breiten Treppen des Schulgebäudes hinaufgeht. Leider kommt einem dabei auch zum Bewußtsein, wie flink und wendig man ehemals war; sieht man doch in der derzeitigen Belegschaft der Schule nur zu gern sein eigenes Bild vergangener Tage. Wenn dann in der Pause ein ins Freie stürmender Schüler nach einem „Body check“ mit dem Besucher ein freundliches „Verzeihung“ murmelt, weiß man, daß man hier gut aufgehoben ist. Außerhalb der Pausen aber hat man den Eindruck der ruhigen und ernsthaften Arbeit.

Leiter und Lehrerschaft der Schule haben übrigens immer ein freundliches Wort, einen klugen Rat, eine mögliche Hilfe für uns „Ehemalige“, auch für Dich. Wenn Du also mal in Münster bist, so vergiß nicht, Deine alte Schule aufzusuchen, und sei es auch nur für einen Gang durchs Treppenhaus!

Auf Wiedersehen!

Middelberg  
Reg.-Baudirektor i. R.

Oetter  
Amtsgerichtsrat

Vor dem Esche  
Amtsgerichtsrat

Eichel  
Bankdirektor

Ruwe  
Oberregierungsrat

Determeier  
Kunstmaler

Kubigsteltig  
Dipl.-Soziologe

Bexten  
Landesoberinspektor

## Wem der Name „Schlaun-Gymnasium“ zu verdanken ist

Herr Heinrich Hüffmeier, Abiturient unserer Schule von Ostern 1954, schrieb uns einen Brief, in welchem er darauf aufmerksam macht, daß der Name unserer Schule an erster Stelle auf eine Anregung unseres unvergeßlichen Dr. Oebike zurückgehe, „der schon zu seinen Lebzeiten so etwas wie die Verkörperung der Geschichte des Schlaun-Gymnasiums war, sich unermüdlich um die Fertigstellung der Ehrentafel für die gefallenen Lehrer und Schüler mühte und die Anschriften aller Ehemaligen der Schule sammelte.“ Er habe sich auf seinem täglichen Wege von und zur Schule im Gespräch mit Herrn Dr. Jacobi (der Anfang 1939 gestorben ist) immer wieder darum bemüht, als Ersatz für die prosaische Bezeichnung „Oberrealschule“ einen Namen zu finden, der geeignet wäre, dieser Schule ein Gesicht zu geben. Dabei hätten sich die beiden Herren schließlich auf Johann Konrad Schlaun geeinigt, einen Mann, dessen Leben und Wirken einerseits mit Münster aufs engste verbunden war, der andererseits künstlerische Begabung mit mathematisch-technischem Wissen und Können aufs glücklichste in sich vereinigte. Der Vorschlag sei dann von allen Seiten begrüßt worden. Herr Hüffmeier deutete schließlich an, daß Herr Dr. Oebike den Schülern seiner letzten Klasse, zu der Herr Hüffmeier gehörte, diese Mitteilungen mit der Auflage gemacht habe, sie erst nach seinem Tode weiterzugeben.

Wir danken Herrn Hüffmeier herzlich für seinen obengenannten Brief und fügen — ebenfalls auf seine Anregung — hinzu, was wir in der 1950 erschienenen Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Schule darüber fanden: daß der heutige Name unserer Schule bereits ihre siebente Bezeichnung darstellt. Sie hieß bis Ostern 1910 „Realschule“, ab Ostern 1910 „Oberrealschule“. Im Januar 1929 wurde sie — auf Anregung der beiden Herren Dr. Oebike und Dr. Jacobi — in „Konrad-Schlaun-Gymnasium“ umbenannt. Da 1937 von der Quarta ab Lateinunterricht hinzutrat und somit der Charakter der Schule sich änderte, bekam sie den Namen „Johann-Konrad-Schlaun-Schule, Oberrealschule für Jungen“. Diesen Namen behielt sie bis zum Ende des 2. Weltkrieges. Mit der Wiederaufnahme des Unterrichtes im Jahre 1946 wurde sie zur „Schlaun-Schule“ und nach 1950 zum heutigen „Schlaun-Gymnasium“, wobei man uns eine kleine Ungenauigkeit hingehen lasse; denn eigentlich lautet ihr heutiger offizieller Name: „Konrad-Schlaun-Gymnasium“. Die allgemein gebräuchliche, schlichtere und kürzere Bezeichnung als „Schlaun-Gymnasium“ stellt also, wenn man so will, ihren achten Namen dar.

## Stehen der erhofften Verständigung der Völker Schwierigkeiten entgegen?

Wir hören nicht selten, unsere Jugend sei zu wenig politisch gebildet. Man glaubt darin eine ernste Gefahr sehen zu müssen und stellt infolgedessen alle möglichen Überlegungen darüber an, wie ihr am besten zu begegnen sei.

Wir wollen nun nicht darüber streiten, ob solche bedenklich verallgemeinernden Ansichten über unsere Jugend zutreffen oder nicht zutreffen. Da sie anonym vorgetragen werden — „man“ glaubt, und „man“ stellt Überlegungen an —, wäre das ohnehin sinnlos. Wir möchten aber drei Obersekundanern unserer Schule Gelegenheit geben, uns einmal ganz schlicht in der Form eines Aufsatzes zu sagen, wie sie zu einer bestimmten Einzelfrage unseres politischen Lebens stehen: nämlich zu der erhofften Verständigung unter den Völkern. Sie halten sich dabei an das, was sie darüber von andern erfahren oder selbst erlebt haben, ohne Grundsatzserklärungen abzugeben, von denen bekanntlich nicht viel zu halten ist.

Aus ihren verschiedenen Äußerungen mögen unsere Leser urteilen und sehen, wie es in der Wirklichkeit des schulischen Alltags um die politische Bildung unserer Jugend und um das Bemühen der Schule um sie bestellt ist. Die Arbeiten sind ja ein Stück schulischer Wirklichkeit; es sind normale Klassenaufsätze.

Vielleicht veranlaßt ihre Lektüre den einen oder anderen unserer erwachsenen Leser zu einer Mitteilung darüber, was er von solchen Aufsätzen denkt und ob er es für erwünscht hält, daß wir unsern Lesern weitere Einblicke in unsere praktische Schularbeit geben. Wir würden einem solchen Wunsche gern nachkommen.

### I.

Wir leben in einer Zeit, in der die Völker einander näherrücken. In unserem eigenen Lande begegnen wir auf Schritt und Tritt Ausländern: fremden Studenten, fremden Soldaten, fremden Arbeitern und Reisenden, die unsere Heimat kennenlernen wollen. Hunderttausende von Deutschen fahren ihrerseits alljährlich über die Grenzen, verbringen ihren Urlaub in Italien, Frankreich oder anderswo im Ausland und finden darin schon nichts Besonderes mehr. Man spricht vom vereinten Europa, baut die Zollschranken ab und erleichtert den Grenzübergang. Dennoch ist der Durchschnittsmensch voller Vorbehalte, wenn er dem Ausländer persönlich begegnet. Er lehnt ihn im Grunde ab, will keine unmittelbaren Beziehungen zu ihm und meidet ihn nach Möglichkeit.

Sehen wir näher zu, so finden wir, daß solche Abneigung die verschiedensten Gründe hat.

Zum Straßenbild unserer Stadt gehören farbige Studenten. Außer ihrer Hautfarbe ist eigentlich kaum etwas Auffälliges an ihnen. Durchweg wirken sie ordentlich und bescheiden und ernster, als man es von Studenten erwartet. Immer wieder aber beobachte ich, wie die Leute sie ungeniert anstarren und sich nach ihnen umblicken. Das geschieht nicht etwa aus Neugier; denn Neger, Japaner oder Perser haben die Leute schon oft gesehen. Es begegnet ihnen hier jedoch jemand, der anders ist als sie selbst, und der Mensch neigt dazu, das Andersartige als absonderlich zu empfinden. Was aus der Reihe des Gewöhnlichen herausfällt, das nimmt er nicht bloß als Ausnahme von der Regel, sondern betrachtet es leicht als eine schlechte Ausnahme von der guten Regelmäßigkeit. Der Buckel oder das rote Haar beweisen ihm schlechte Charaktereigenschaften, und gegenüber dem Farbigen empfindet er ähnlich, obwohl ihm das vielleicht gar nicht bewußt ist.

Zu unserem Bekanntenkreis gehört eine ältere Dame, die ein Zimmer übrig hat und es an Studenten vermietet. Sie ist völlig überzeugt, daß der Farbige nicht weniger Menschenwürde besitzt als sie selbst, traut ihm auch Bildung und gesittetes Verhalten zu. Sie befürchtet nichts von ihm. Doch das Zimmer würde sie ihm auf keinen Fall vermieten. Sie weiß nicht recht warum. Aber es ist ein Farbiger, und man weiß nicht, was in ihm steckt. Von dem Studenten aus Dortmund, der jetzt bei ihr wohnt, weiß sie das natürlich ebensowenig. Doch ist dieser ihr nicht so fremd, er ist mehr wie sie selbst, und so hat sie Zutrauen zu ihm.

Solche Empfindungen bestehen gegenüber anderen Ausländern, Italienern etwa oder Franzosen, nicht in der gleichen Deutlichkeit wie gegenüber den farbigen Studenten. Sie spielen aber auch bei ihnen eine Rolle und erzeugen eine gefühlsmäßige Abneigung, der mit Vernunftgründen kaum beizukommen ist.

Diese Einstellung zu den Ausländern beruht nicht selten auf schlechten Erfahrungen. Bei uns war vor Jahren, als es noch nichts Rechtes zu kaufen gab, ein Italiener. Er trat bescheiden auf, erklärte in gebrochenem Deutsch, daß er bei den Engländern arbeite, nach Italien zurückmüsse und zwei Anzugstoffe verkaufen wolle, um seiner alten Mutter dies und jenes mitbringen zu können. Dieser Italiener war ein Betrüger, was mein Vater aber erst merkte, als ihm sein Schneider erklärte, aus diesen Stoffen könne er keine Anzüge schneiden.

Nun, wir selbst sind seitdem oft in Italien gewesen und tragen den Bewohnern nichts nach. Meine Großmutter jedoch betrachtet seit dem Stoffkauf alle Italiener mit dem tiefsten Mißtrauen. Für sie steht ein für allemal fest, daß Italiener Betrüger sind. Sie verallgemeinert ein Einzelerlebnis und kommt dadurch zu einem

falschen Urteil. Denn sie berücksichtigt nicht, daß dieser eine Italiener nicht für sein ganzes Volk dasteht, daß er nicht den durchschnittlichen Italiener repräsentiert und daß derartige Betrüger auch unter ihren deutschen Landsleuten zu finden sind.

Solche unzulässigen Verallgemeinerungen, die selbstverständlich auch in anderen Bereichen vorkommen, unterlaufen in der Beurteilung des Ausländers besonders häufig und wiegen hier schwer, weil sie nur selten berichtigt werden können. Der Soldat, der im Kriege einige Wochen in einem abgelegenen französischen Dorf in Quartier lag und dort die gewohnte Sauberkeit nicht vorgefunden hat, kommt vielleicht nie wieder nach Frankreich. Er bleibt aber dabei: „Der“ Franzose ist schmutzig. Wie erstaunt würde er sein, wenn er das normale Frankreich sähe!

Nicht selten trübt schließlich Überheblichkeit das Urteilsvermögen. Wir Deutschen gelten in der Welt als ein fleißiges und arbeitsames Volk und bilden uns nicht selten auf diesen Ruf etwas ein. Da reist nun „der“ fleißige Deutsche nach Frankreich, und während er durch die sonnige Landschaft fährt, sieht er zu seinem Erstaunen überall Männer, die nichts tun. Sie angeln an den Flußufern, sitzen vor ihren Häusern und plaudern oder spielen „Boule“. Viele Läden und Werkstätten sind geschlossen. „Der“ Deutsche kommt zu der Überzeugung, „der“ Franzose sei bequem und faul. Er weiß nicht, daß die Franzosen im heißen August alle zusammen nur das gleiche tun wie er selbst, nämlich: Ferien machen.

Gedankenlosigkeit, Unkenntnis fremder Sitten und Gebräuche, Kritiklosigkeit und Überheblichkeit verfälschen so das Urteil vieler Menschen über den Ausländer, und zwar nicht nur bei uns, sondern auch in fremden Ländern. Wir könnten das auf sich beruhen lassen, wenn es nur den einzelnen angehe. Aber die falschen Vorstellungen wirken weiter. Sie beeinflussen das Verhältnis von Volk zu Volk und dehnen die Trennung auch auf uns aus, auf mich selbst. Wir spüren das, wenn wir selbst im Ausland sind und dort auf Ablehnung stoßen.

Wir sollten deshalb die Dinge nicht einfach hinnehmen, sondern unsere Gedankenlosigkeit ebenso wie unsere Überheblichkeit aufgeben und uns bemühen, fremde Sitten und Gebräuche zu verstehen. Damit wären wir der erhofften Verständigung unter den Völkern gewiß schon um einen wesentlichen Schritt nähergekommen.

Ernst Brors (Ollsa)

## II.

Ich weiß nicht, was Krieg ist. Ich habe ihn nicht miterlebt. Aber ich habe mit vielen Erwachsenen gesprochen, die ihn kennen, und immer habe ich festgestellt, daß sie ihn nicht wollen. „Wir wollen den Frieden“, sagen sie, „das heißt, wir wollen, daß alle Völker sich verständigen.“



Wenn alle Erwachsenen das wollen, warum ist die Verständigung der Völker noch nicht da? Warum fielen nicht schon längst alle Grenzen?

Daß das nicht so einfach ist, merkte ich, als ich einmal mit einem Italienreisenden sprach. Er erzählte: „Ich stand im Wartesaal eines italienischen Bahnhofes allein mit meinen Koffern. Mir gegenüber, lässig an die Wand gelehnt, standen einige Italiener und redeten aufeinander ein. Plötzlich fingen sie alle laut an zu lachen. Erstaunt blickte ich zu ihnen hinüber und merkte, daß sie mich ansahen. Was hatten sie bloß zu lachen? Ich wurde unruhig. Da kamen sie auf mich zu und redeten auf mich ein. Ihr Anführer, ein junger Mann mit einer Narbe über dem rechten Auge, zeigte in ausholenden Bewegungen auf meine Koffer, legte seine Hand betuernd auf die Brust und redete und redete. Die andern standen grinsend um mich herum. Es wurde mir unheimlich unter diesen Gesellen, deren Sprache ich nicht verstand. Hatten sie es auf meine Koffer abgesehen? Nun grinste der Anführer schlau, tippte mir mit dem Finger auf die Brust und fragte irgendetwas. Ich schüttelte den Kopf. Da kam mein Freund. Gott sei Dank! Nun war ich wenigstens nicht mehr allein mit meinen Koffern unter diesen Fremden. Solche Szenen, in denen mir Leute mit ihrer fremden Sprache unheimlich vorkamen, habe ich oft in Italien erlebt. Ich hatte dabei immer das Gefühl, daß diese Leute mir Böses wollten.“ — Ich wunderte mich über eine solche Auffassung; zeigt sie doch deutlich, welche Mauern die uns nicht verständliche Sprache des andern zwischen die Menschen setzen kann. Man versteht des andern Sprache nicht, also kann man sich nicht einmal äußerlich verständigen, geschweige in einem tieferen Sinne.

Ein anderes Mal ging ich mit einem Freunde durch die Straßen meiner Heimatstadt. Da kam uns ein gutgekleideter Neger entgegen. Mein Freund blieb stehen und sah ihm nach. „Was guckst du? Hast du noch nie einen Farbigen gesehen?“ fragte ich. „Komm weiter! Es ist ihm gewiß unangenehm, so angestiert zu werden.“ — „Solche Leute sind mir unheimlich“, antwortete er.

Ich fiel aus allen Wolken. Unheimlich? „Das sind doch Menschen wie du und ich.“ Er antwortete: „Wenn ich solche Menschen sehe, denke ich an andere Neger, an jene, die sich durch die Straßen von Léopoldville drängen, plündern und Frauen vergewaltigen. Sie werden aufgestachelt von so vornehmen Negern, wie du gerade hier einen gesehen hast. Deshalb sind mir diese Menschen allesamt unheimlich.“ Ich hielt diese Erklärung für unsinnig. Was konnte schließlich ein Neger in meiner Heimatstadt für die Taten seiner Rassegefährten in Afrika? Hier ist, glaube ich, ein zweiter Grund dafür, daß die Verständigung unter den Völkern bisher nicht weiterkam. Sie scheitert an den völlig falschen Vorstellungen, die wir uns von den andern machen.

Einmal erzählte mir ein Klassenkamerad, wie er den Unterschied zwischen sich selbst und Angehörigen fremder Volksgruppen besonders tief empfunden habe. Er war mit einem Neger in ein Gespräch gekommen, und dieser hatte ihm ein religiöses Lied aus seiner Heimat vorsingen wollen. Er begann. Er stieg in die höchsten Töne und sang dann plötzlich ganz tief und heiser. Dabei machte er so komische Bewegungen und verzog so sehr das Gesicht, daß sich der Zuhörer kaum das Lachen verbeißen konnte. Dann sagte der Neger, er wolle jetzt ein Scherzlied aus seinem Lande vortragen. Er sang, und es klang so melancholisch, daß dem Zuhörer fast die Tränen in die Augen traten.

Dies Erlebnis hat mich besonders berührt; zeigt es doch, daß die Menschen nicht einmal Freude und Schmerz auf gleiche Art empfinden.

Aus solchen Gesprächen und Erlebnissen habe ich erfahren, daß der Verständigung unter den Völkern große Schwierigkeiten entgegenstehen. Sie beginnen damit, daß man die Sprache des andern nicht versteht. Durch ihre Unkenntnis entstehen dann nicht selten Mißtrauen und Vorurteile. Ja, oft versteht man sogar die Gefühlswelt der uns fremden Menschen nicht. Die Folge ist Gleichgültigkeit, Ablehnung oder sogar Haß.

Und doch, meine ich, könnten diese Schwierigkeiten überwunden werden, sofern wir uns nur ernstlich darum bemühen. Es wäre jedenfalls ein Segen für die Menschen.

Detlef Krauth (Olla)

### III.

In den Zeitungen lesen wir fast jeden Tag von Äußerungen großer Staatsmänner, die von „Koexistenz“, von „Entspannung“, von „Verständigung“ unter den Völkern handeln. Es scheint leicht, eine Verständigung herbeizuführen, da ja alle Völker den Wunsch haben, mit den anderen in Frieden zu leben. Die Tatsache aber, daß wir eine echte Verständigung noch nicht erreicht haben, zeigt doch wohl, daß trotz dem Willen zur Verständigung Schwierigkeiten bei ihrer Verwirklichung bestehen. Einige dieser Schwierigkeiten habe ich selbst erfahren oder doch von ihnen gehört.

Vor einem Jahr hatte ich ein erstes Erlebnis dieser Art, daß mich schon nachdenklich stimmte. Mein Freund und ich waren auf dem Wege von der Schule nach Hause. Da trafen wir auf der Straße einen farbigen Studenten, den mein Freund kannte. In der Unterhaltung mit ihm — er sprach ein ausgezeichnetes Deutsch — kam die Rede auf die Zimmersuche, bei der es ein Ausländer, besonders ein Farbiger, sehr schwer habe, wie er erzählte. Dies hatte er noch vor kurzem erfahren. Er suchte ein neues Zimmer und bekam von dem „Asta“ die Anschrift einer Frau, die ein Zimmer zu vermieten hatte. Hassan war hingegangen,

das Zimmer anzusehen. Soweit war es aber nicht gekommen. Schon an der Haustüre hatte ihn die Hausbesitzerin abgefertigt, indem sie rundherum erklärte, Farbigé kämen ihr nicht ins Haus.

Nach diesem Vorkommnis, das mir der farbige Student erzählt hatte, fragte ich mich, ob eine echte Verständigung überhaupt erreicht werden könne, wenn schon Mißtrauen gegenüber einer fremden Hautfarbe besteht, die doch mit dem Wesen des Menschen kaum etwas zu tun haben kann.

Ein anderes Erlebnis, das mir in diesem Zusammenhang aufschlußreich zu sein scheint, hatte ich im letzten Herbst. Wir hatten Besuch von einer Tante, die von einer Italienreise zurückgekehrt war. Sie erzählte uns von einem Ereignis, bei dem sie angeblich betrogen worden war. Es war in Mailand gewesen. Dort war die Reisegesellschaft, in der meine Tante reiste, von einer Gruppe Andenkenverkäufer umringt worden. Die Italiener priesen mit viel Geschrei ihre Waren an, und bald hatte meine Tante eine bestickte Tasche gefunden, die sie „ganz entzückend“ fand. Sie fragte nach dem Preise. Jedoch der Italiener redete nur noch mehr auf sie ein. Er machte großartige Gesten, wandte sich für einen Augenblick seinen Kollegen zu und pries meiner Tante immer von neuem seine Ware an. Schließlich gelang es meiner ganz verwirrten Tante mit der Hilfe des Reiseleiters, handelseinig zu werden. Ganz benommen zahlte sie irgendeine Summe, die ihr genannt worden war, und erhielt die Tasche. Doch war sie nicht von ihrer Ansicht abzubringen, sie sei betrogen worden. Überhaupt mißfielen ihr die Italiener ganz allgemein, wie sie uns eindringlich wiederholte.

So lustig dieses Erlebnis meiner Tante für mich war, so deutlich zeigte es mir andererseits, wie große Schwierigkeiten einer Verständigung unter den Völkern entgegenstehen. Hier war es die Schwierigkeit der fremden Sprache, die das Mißtrauen hervorgerufen hatte, obwohl eigentlich kein Grund dafür vorlag.

Von einer noch größeren Schwierigkeit erfuhr ich in den letzten Osterferien. Ich war auf einer Trampfahrt in Holland. Von den Menschen, denen ich dort begegnete, ist mir ein Kaufmann besonders im Gedächtnis geblieben. Dieser nahm mich in seinem Auto mit nach Rotterdam. Wir kamen ins Gespräch und unterhielten uns über das Wetter, über Amsterdam, woher ich gerade kam, und über die guten holländischen Straßen. Dann wandte sich das Gespräch der Politik zu, und schon merkte ich, wie der letzte Krieg im Bewußtsein dieses Mannes haften geblieben war. Er begann von der deutschen Invasion nach Holland zu berichten, und ich bemerkte die Scheidewand, die dies Geschehen zwischen den beiden Völkern aufgerichtet hat. Er berichtete von täglichen Verhaftungen in seiner Nachbarschaft, von Judendeportationen, von der Angst, die die Holländer auszustehen hatten.

Schließlich erzählte er von einer der Bombennächte in Amsterdam, bei der er seine Frau verloren hatte. Er sprach mit schmerzlich bewegter Stimme, aber nicht nachtragend. Da blieb mir nichts übrig, als zu verstummen und mich zu schämen, obwohl ich mir sagen durfte, daß ich selbst keinen Anteil an jenem Geschehen hatte.

Seitdem weiß ich, wie groß die Schwierigkeiten sind, die einer echten Verständigung zwischen den Völkern im Wege stehen. Sie beruhen im Grunde auf Mißtrauen: Mißtrauen wegen des fremden Aussehens, Mißtrauen wegen der fremden Sprache, die der andere spricht, und Mißtrauen schließlich, das begründet ist auf Unrecht, das ein Volk dem anderen zugefügt hat.

Ich habe zwar das Vertrauen, daß man die Scheidewand überwinden kann, weil sie im Grunde nur aus Mißtrauen errichtet wurde. Aber es wird viel Zeit dazu gehören, viel Großherzigkeit und viel guter Wille. Martin Jürgens (Ollsa)

### **Auf dem Soldatenfriedhof von Langemarck**

Wir waren durch die weite flandrische Ebene mit ihren hohen Pappeln, ihren Bauernhöfen und Wiesen gefahren, und schon stiegen erschütternde Bilder aus deutscher, aus europäischer Vergangenheit in uns auf. Wir sahen im Geiste deutsche Regimenter in dem Schicksalsjahr 1914 auf diesen Straßen marschieren. Wir sahen die Wiesen durchfurcht von Schützengraben. Wir hörten Kriegslärm. Wir glaubten zu sehen, wie das Wasser in das Land und in die Schützengraben einflutete und den Soldaten das Leben in ihnen zur Qual machte. Die Belgier hatten ja, als die Deutschen 1914 in ihr Land einmarschierten, in Nieuport die Meeres-schleusen geöffnet, um den Vormarsch aufzuhalten.

An der Marne war dann der Siegeszug des deutschen Heeres zum Stehen gekommen, und nun hatte man den Durchbruch noch einmal in Flandern versucht. Drei Korps aus deutschen Kriegsfreiwilligen hatte man nach der Eroberung von Antwerpen bei Ypern eingesetzt: drei Korps von jungen Menschen, die in opferfreudiger Begeisterung die Universitäten und die oberen Klassen der höheren Schulen verlassen hatten. Ohne die notwendigen Artilleriesvorbereitungen, mit Truppen, die kurzfristig und ungenügend ausgebildet waren, glaubte man, die Schlacht gewinnen zu können. Ein erfolgloses Opfer war das Ende des blutigen Kampfes.

Ich war damals ein Junge von elf Jahren. Aber es waren viele meiner lieben alten Wandervogelfreunde dabei gewesen, die sich ihr Deutschland erwandert, ersungen und erlesen und dann geglaubt hatten, sie müßten ihre Liebe und Treue zum Vaterland im letzten Einsatz vollenden.

Wir durchschreiten eine ehrwürdige, schlichte Eingangshalle, aus mächtigen Sandsteinquadern errichtet, und vor uns liegt eine gepflegte Rasenfläche mit einem

grünen Blätterhimmel, ein Hain, den wir in stiller Ehrfurcht betreten. Kein Grabhügel ist zu sehen, kein Name ist zu lesen. Der Tod hat sie alle vereint. Nur einzelne Gruppen von Steinkreuzen sind gleichmäßig auf der weiten Fläche verteilt: Zeichen ihres Opfers, ihrer Tapferkeit. Es ist, als wollten sie tröstend auf das Kreuz weisen, das allen Leidenden Heil geworden ist.

Eine schlichte Steinplatte kündigt sachlich, erschütternd sachlich, die Zahl der Toten, die hier ruhen: über 24 000 deutsche Soldaten, die Besten der Jugend einer so hoffnungsfreudigen und selbstbewußten Generation.

Da sehe ich sie noch einmal vorbeiziehen, wie ich sie als Junge an der Straße meiner Heimatstadt im Schmuck der Blumen hatte vorbeiziehen sehen, und höre sie singen:

Argonnerwald, Argonnerwald,  
Ein stiller Friedhof bist du bald —  
In deiner kühlen Erde ruht  
So manches tapfere Soldatenblut.

Wir verlassen den Friedhof schweigend, aber das Herz fragt: Warum? Wofür dies Opfer?

Wir fahren auch an dem kanadischen Soldatenfriedhof vorbei, vorbei an den Friedhöfen der Engländer und Franzosen. Hunderttausende, die einander den Tod gebracht haben!

Wir vermögen nicht mehr leichthin zu sagen, wie man es ehemals tat: Für Deutschland! Für Frankreich! Für Belgien! Wir möchten, daß jedes Grab ein Mahnmal ist für ein größeres Vaterland, das all die Grenzen aufhebt, die uns einmal getrennt haben und uns noch trennen — ein Mahnmal, das Frieden schafft unter den Völkern!

Wofür sind sie gefallen? Wir beugen uns in Ehrfurcht vor ihrer Liebe und ihrem Opfer.

Auf der steinernen Gedenktafel in Langemarck sah ich das Wort aus „Jesaja“: „Fürchte dich nicht! Denn ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein!“

Ja, ihre Namen sind in Gottes Buch geschrieben. Gott liebt einen jeden von ihnen.

E. Lütgen

## Was würden Sie vorbringen, wenn Sie unsere Demokratie gegen die Angriffe eines idealistischen „Jungkommunisten“ aus der Zone zu verteidigen hätten?

Da unser Vaterland gespalten ist, kann heute wohl jeder einmal mit überzeugten Kommunisten aus der Zone in Berührung kommen, sei es bei Besuchen in Berlin oder in der Zone, sei es bei einem Zusammentreffen mit Besuchern von dort. Sehr häufig kommt dann das Gespräch auf politische Themen. Der idealistische Kommunist wird unsere Demokratie angreifen, und wir müssen uns dann seinen Argumenten beugen oder versuchen, sie zu entkräften. Was könnte man dann zur Verteidigung unserer Demokratie vorbringen?

Das hängt natürlich in erster Linie von der Art seiner Angriffe ab. Er wird behaupten, daß das, was wir mit Demokratie bezeichnen, in Wirklichkeit keine Demokratie ist. Wir hätten eine sogenannte bürgerliche Demokratie. In ihr habe die Bourgeoisie die Macht und unterdrücke das Proletariat, das die zahlenmäßig größte Klasse darstellt. Die Arbeiter hätten fast keine Rechte. Sie bekämen für ihre Arbeit nur einen geringen Teil ihres Wertes ausgezahlt. Der Rest werde von den Unternehmern eingestrichen, die dafür ein geruhiges und sorgenfreies Leben führten. Die Arbeiter hätten auch keine Möglichkeit, sich dem zu widersetzen. Denn die Institutionen, die ihre Interessen eigentlich wahrnehmen sollten, nämlich die Gewerkschaften und die sozialistische Partei, arbeiteten mit der Bourgeoisie zusammen. Als Beweis hierfür könnte der Kommunist anführen, wie ich es bei einem derartigen Gespräch in Ostberlin tatsächlich erlebt habe, daß ein westdeutscher Gewerkschaftler vor einiger Zeit erklärt hat: „Dieser Staat — die Bundesrepublik — ist unser Staat.“ Die einzige Einrichtung, die wirklich für die Rechte der Arbeiter gekämpft habe, die kommunistische Partei Deutschlands, sei von der Bourgeoisie verboten worden. Das sei doch keine Demokratie. Anders sei es dagegen in einer wirklichen Demokratie, der sozialistischen Demokratie nämlich. Hier seien die Arbeiter, die größte Klasse im Staat, an der Macht, und die Bürger arbeiteten mit.

„Eine wirkliche Demokratie ist friedlich gesinnt“, wird der Kommunist sagen, „und da bei euch die Kriegshetzer regieren, ist euer Staat keine Demokratie.“ Die bei uns regierenden Schichten seien ostelbische Junker und Militaristen. Sie hätten ihren Besitz jenseits der Oder-Neiße-Linie verloren und hetzen nun zum Revanchekrieg gegen die sozialistischen Länder, besonders gegen die Polen und die „DDR“. Sie könnten es nicht verwinden, daß sie ihren Besitz und damit die hochherrschaftliche Stellung und das bequeme Leben eingebüßt hätten. Der Kommunist wird sagen, daß unsere Regierung gegen den Willen des Volkes an der Macht sei. Um dies zu beweisen, stellt er dann dem Westdeutschen die rhetorische Frage, ob er den Krieg wolle. Sagt dieser nein, sieht der Kommunist seine These als bewiesen an. Falls der Westdeutsche einzuwerfen wagt: „Ja, aber unsere

Regierung will doch auch keinen Krieg“, wird er als naiv ausgelacht. Der Gesprächspartner aus der Zone könnte außerdem noch versuchen, seine Behauptung dadurch zu beweisen, daß er Persönlichkeiten, besonders Generale aufzählt, die schon in der nationalsozialistischen Zeit eine hohe Stellung bekleideten und bei uns wieder zur Führung gehören. Er wird sagen: „Diese Leute haben schon einmal die Welt ins Unglück gestürzt und Krieg über uns gebracht; sie werden das wiederholen, wenn sie nicht vorher beseitigt werden.“

Es ist nicht abzustreiten, daß der Schein zunächst für den spricht, der so argumentiert. Es stimmt, daß hohe Persönlichkeiten des „Dritten Reiches“ bei uns wieder zu Rang und Namen gekommen sind. Dem ist aber entgegenzuhalten, daß diese Männer sich zur Demokratie bekannt haben. Außerdem haben viele von ihnen schon während der nationalsozialistischen Zeit deren Fehler und Verbrechen erkannt und als Widerstandskämpfer oder deren Mitarbeiter dagegen gekämpft. Wir können auch heute auf ihre Mitarbeit vielfach nicht verzichten, da sie Fachleute sind; dabei denke ich besonders an die Generale. Es ist auch bekannt, daß gerade sie sich den Angriffsplänen Hitlers widersetzt haben. So ist zum Beispiel 1938, als Hitler sie bekannt gab, der Oberkommandierende des Heeres von seinem Posten zurückgetreten.

Die Behauptung, bei uns regierende Junker könnten den Verlust ihres Besitzes nicht verwinden und hetzten deshalb zum Revanchekrieg, ist absurd. Unsere Bundeswehr ist zu einem Angriffskrieg gegen die im Warschauer Pakt zusammengeschlossenen östlichen Staaten viel zu schwach, und wir würden bei unseren Verbündeten in diesem Falle keine Unterstützung finden. Es ist von allen verantwortlichen Stellen bei uns immer betont worden, daß wir unsere östlichen Gebiete nur auf friedliche Weise zurückgewinnen wollen. Den Anspruch darauf können wir allerdings nicht aufgeben, da diese Gebiete urdeutsches Land sind. Sie sind schon im Mittelalter von deutschen Bauern urbar gemacht und besiedelt worden zu einer Zeit, als sie noch kaum von Slawen bewohnt waren. Die Bauern sind außerdem von slawischen Fürsten ins Land gerufen worden. Auch ist es allgemein anerkanntes Recht, daß jeder in seiner Heimat leben darf. Es ist also durchaus mit den Regeln der Demokratie zu vereinbaren, wenn wir diese Gebiete beanspruchen, und es sind keine Revanchegelüste, wenn wir das tun. Es stehen auch nicht nur ein paar Junker oder etwa nur die Heimatvertriebenen hinter dieser Forderung, sondern alle Deutschen.

Ebenso ist das Verbot der Kommunistischen Partei Deutschlands kein Beweis dafür, daß wir keine Demokratie haben. Die KPD ist nicht verboten worden wegen

ihrer marxistischen Zielsetzung, sondern wegen einer Bestimmung, die besagt, daß alle ihre Mitglieder im Falle eines Krieges für die Sowjetunion, das „Vaterland aller Werktätigen“, und gegen das eigene Volk zu kämpfen haben. Es ist klar, daß unser Staat bestrebt ist, sich gegen derartige Gefahren im Innern zu wappnen.

Es stimmt auch nicht, daß bei uns keine Opposition bestehe. Die SPD arbeitet keineswegs mit der „Bourgeoisie“ zusammen. Die meisten wichtigen Gesetze, besonders die Wehrgesetze, sind gegen die Stimmen der Sozialisten verabschiedet worden. Die Opposition scheut sich auch nicht, die Handlungsweise der Regierung zu kritisieren, wie es etwa besonders heftig bei der letzten Bundespräsidentenwahl geschehen ist. Ebenso sind die Gewerkschaften nicht von der Regierung abhängig. Sie vertreten die Interessen der Arbeitnehmer gegenüber den Arbeitgebern und schrecken auch nicht davor zurück, ihre Ansprüche mit Kampfmaßnahmen, z. B. Streiks, durchzusetzen. Wenn ein Gewerkschaftler sich zu unserem Staat bekennt, heißt das nicht, daß er die Regierung dieses Staates unterstützt. Es bedeutet nur, daß er die von der Mehrheit des Volkes bestimmte Staatsform anerkennt. Dagegen würden sich die Gewerkschaften jeder Unterdrückung der Arbeiter durch die Unternehmer widersetzen. Daß die Arbeiter den vollen Wert dessen, was sie produzieren, ausgezahlt bekommen, ist nicht möglich, da die Unkosten der Betriebe gedeckt werden müssen und dem Unternehmer für seine Arbeit und seine größere Verantwortung ein höherer Verdienst zusteht als den Arbeitern. Diese Tatsache kann man nicht als Ausbeutung bezeichnen. Im übrigen ist bei uns das Klassenbewußtsein nicht so ausgeprägt, wie es die Kommunisten vielfach annehmen. Das liegt daran, daß der Wohlstand auf alle Klassen ziemlich gleichmäßig verteilt ist. Es trüfe auch nicht zu, wenn man die Arbeiterklasse als „Proletariat“ bezeichnen wollte. Viele „Proletarier“ genießen den gleichen Luxus, etwa Autos, Kühlschränke und Fernsehapparate, wie die „Bourgeois“ und die „Kapitalisten“. Das wäre aber noch kein Beweis dafür, daß wir eine Demokratie haben. Sie genießen vor allen Dingen auch die gleichen Rechte. Jeder Staatsbürger hat bei der Wahl eine Stimme, ob er Arbeiter oder Unternehmer ist. Er kann seine Meinung frei äußern, selbst wenn sie der Meinung der Regierung widerspricht. Auch darf er sich mit anderen Gleichgesinnten zusammenschließen, eine Partei gründen und eine Zeitung herausgeben, durch die er seine Ansichten öffentlich vertreten kann. Diese Rechte sind allesamt unabhängig von der Person des einzelnen und von der Stellung, die er innehat.

Diesen Argumenten wird sich der Kommunist nicht verschließen können. Er wird höchstens bezweifeln, daß die tatsächlichen Verhältnisse bei uns so sind. Jedenfalls könnte man dies alles vorbringen, um unsere Demokratie gegen einen Kommunisten aus der Zone zu verteidigen.

M. Kinzelt (Ols)

## Dazu: Zwei Gespräche

### I.

Vater: Ganz interessant, mit was für Fragen ihr euch heute in der Schule befaßt!

Sohn: Nicht wahr, Vater? Der Autor versteht seine Sache.

Vater: Ja, für einen Primaner hat er wirklich eine Leistung gezeigt, die meine Anerkennung verdient, uneingeschränkt. Nur . . .

Sohn: Nur?

Vater: Ich will dich nicht kränken, Peter. Und schon gar nicht den Verfasser des obigen Aufsatzes. Ich freue mich für dich und unsere ganze Jugend, daß eure Lehrer euch solche Aufgaben stellen wie die obige und daß immerhin einige von euch sie in einer so gründlichen, angemessenen und ergiebigen Weise zu lösen verstehen. Nur denke ich zugleich an die böse Wirklichkeit. Und da habe ich einige Bedenken.

Sohn: Wieso?

Vater: Ja, sieh mal Peter! Wenn jemand käme und deine Mutter in Frage stellte . . .

Sohn: Du, dann würde ich ihm eine runterhauen — eine, die er nicht so schnell vergäße. Aber hier handelt es sich doch . . .

Vater: Ich weiß, Peter. Hier handelt es sich nicht um deine Mutter, deren Bild du dir von niemandem in Frage stellen läßt. Aber um einen hohen Wert handelt es sich auch hier. Ich meine: unsere freiheitliche Ordnung, die wir mit dem Leben von Millionen unserer Väter, Mütter und Kinder bezahlt haben und um derentwillen Hunderte täglich ihre Heimat aufgeben.

Sohn: Ich weiß.

Vater: Und nun meinst du, der Wert unserer freiheitlichen Ordnung werde erst dann für uns ein richtiger, unangefochtener Wert, wenn er in Diskussionen verteidigt wird, und zwar gegen Menschen, die überzeugt sind, daß ihre eigene Unfreiheit mehr wert sei als unsere freiheitliche Ordnung? Unbelehrbare kann man nicht überzeugen.

- Sohn: Gewiß nicht, Vater. Aber diese idealistischen Kommunisten sind da. Sie greifen unsere Ordnung an. Können wir ihnen gegenüber schweigen?
- Vater: Dein Autor hat seinen Ausgangspunkt falsch gewählt, und du schickst dich an, ihm darin zu folgen.
- Sohn: Wieso?
- Vater: Weil mit Unbelehrbaren kein echtes Gespräch zu führen ist. Ich sagte es schon. Idealistische Kommunisten aber sind unbelehrbar, das solltest du wissen.
- Sohn: Ich weiß es. Und dennoch . . .
- Vater: Dennoch glaubst du, was dein Freund am Schluß seines Aufsatzes sagt? Er meint: „Diesen Argumenten wird sich der Kommunist nicht verschließen können.“ Er wird es können. Ein idealistischer Kommunist wird sich a l l e n Argumenten gegenüber verschließen, die in seine Vorstellungswelt nicht hineinpassen.
- Sohn: Dann wäre jedes Gespräch mit „denen von drüben“ sinnlos?
- Vater: Keineswegs! Nur mit Unbelehrbaren ist es sinnlos. Das wäre so, als ob man in zwei gänzlich verschiedenen Sprachen miteinander reden wollte, wobei keiner des anderen Sprache versteht. Jeder der Gesprächspartner lebte gleichsam auf einer Insel, und es gäbe kein Fahrzeug, das uns von der einen zu der anderen bringen könnte. Die Entfernung bliebe unüberbrückbar, konstant.
- Sohn: Wie sollen wir dann überhaupt jemals weiterkommen?
- Vater: Jedenfalls nicht mit Worten. Aber es g i b t einen gangbaren Weg.
- Sohn: Welchen?
- Vater: Den Weg der Taten! Sie haben die Eigenschaft, überall verstanden zu werden, wo Worte nichts oder nichts mehr vermögen. Sie wirken über Grenzen, Gegensätze, Abgründe hinweg.
- Sohn: Was für Taten?

Vater: Kein noch so Unbelehrbarer wird den Pfennig vorziehen, wenn ihm eine Mark hingehalten wird. Sollte diese Regel nicht auch im Reiche des Geistes gelten? Unsere freiheitliche Ordnung ist gleichsam die Mark, die Unfreiheit der Pfennig. Wir brauchen nur unsere freiheitliche Ordnung so vorzuleben, daß jeder ihren unvergleichlich höheren Wert sieht und erfährt.

Sohn: Tun wir das nicht?

Vater: Ich meine nicht. Jedenfalls nicht so, daß ihr Wert unübersehbar erfahren wird.

Sohn: Das dürfte auch schwer sein.

Vater: Sicherlich schwerer als nur davon zu reden. Aber es ist der einzige gangbare Weg, den ich dir nennen kann.

\* \*  
\*

## II.

### **Gespräch eines jungen amerikanischen Studenten mit einem Augenzeugen des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes**

„Hauptmann Preston, warum sind Sie am 19. April 1775 in die Schlacht von Concord gezogen?“

Der alte Mann, von der Last der Jahre gebeugt, reckte sich empor, drehte sich zu dem jungen Studenten um und fragte: „Warum ich in die Schlacht gezogen bin?“

„Ja“, meinte der junge Student. „Ich lese in meinen Geschichtsbüchern, daß ihr Männer der Revolution die Waffen ergriffen habt gegen untragbare Unterdrückung. War es so?“

„Was war das, Unterdrückung? Ich habe keine verspürt.“

„Nicht? Dann haben Sie also das Stempelgesetz nicht als Unterdrückung empfunden?“

„Ich habe nie so eine Stempelmarke gesehen. Ich habe auch nie einen einzigen Penny dafür bezahlt.“

„Wie war denn das mit dem berüchtigten Teezoll?“

„Teezoll? Ich habe nie einen Tropfen von dem Zeugs getrunken. Die Jungs haben den ganzen Tee über Bord geworfen.“

„Darf ich dann wenigstens annehmen, daß Sie gelesen haben, was Harrington oder Sidney und Locke über die ewigen Prinzipien der Freiheit geschrieben haben?“

„Nie was von den Leuten gehört. Wir lasen nur die Bibel, den Katechismus, die Psalmen und Hymnen von Watts und den Almanach.“

„Ja, aber um alles in der Welt! Was haben Sie denn nur gedacht, als Sie in die Schlacht zogen?“

„Junger Mann! Was wir uns dachten, als wir auf diese Soldaten in den roten Röcken losgingen, war einfach dies: Wir hatten uns immer selbst regiert. Und wir hatten die Absicht, das auch weiter zu tun. Und sie meinten, man sollte uns das nicht erlauben. Das war alles.“

N.B.: Vielleicht werden einige von euch sich fragen, warum wir das obige Gespräch über ein längst vergangenes Ereignis in unserer Schulzeitung bringen? Nun, ist es etwa nicht höchst lehrreich für uns alle? Der alte Hauptmann Preston wußte, um was es ging. Ist das nichts? Er hatte die Sache erfaßt, obwohl er — in unserem Sinne — eigentlich beschämend ungebildet war.

Oder solltet ihr — wie Hauptmann Preston — gleichfalls noch nie von Locke gehört haben? Dann wäre es allerdings angebracht, eure Geschichtslehrer zu Rate zu ziehen, wie man einen Arzt zu Rate zieht, wenn mit unserem Körper etwas nicht in Ordnung ist. Dann wäre nämlich wirklich etwas bei euch in Unordnung.

Die Angelegenheit könnte auch von eurer Schulzeitung übernommen werden, wenn euch das lieber ist. Sie hat ja so viele mögliche, aber — aus irgendwelchen undurchsichtigen Gründen — immer noch „verhinderte“ Mitarbeiter unter ihren größeren und großen Lesern, die für eine solche Aufgabe wohl in Frage kämen. Nur Mut!

Für einen brauchbaren Beitrag über L o c k e wären wir bereit, seinem Autor ein besonders anziehendes Honorar

— sagen wir: von 30 DM —

auf den Weihnachtstisch dieses Jahres zu legen. Kann man mehr verlangen?  
Einsendeschluß: 23. Dezember 1960.

## Sextaner dichten

### I. Lügen haben kurze Beine

Die Spinne traf an einem Morgen  
die Fliege und fragte nach ihren Sorgen.  
Die beiden Tierlein stritten dabei,  
welches von ihnen am nützlichsten sei.  
„Ich nütze dem Menschen mit viel Entzücken“,  
sagte die Spinne, „fange Fliegen und Mücken.  
Du aber ärgerst ihn nach Kräften,  
kitzelst ihn nachts und naschst am Tage von Speisen und Säften.“  
„Da irrst du gar sehr“, entrüstete sich die Fliege.  
„Spräche ich anders, so wär's eine grobe Lüge.“  
Wer's glaubt, dachte die Spinne und eilte von dannen,  
ihr Netz in der Speisekammer zu spannen.  
Kaum war es fertig, da kam mit Gebrumm  
die Fliege ums Fensterkreuz herum.  
„Sieh da! Ist das nicht unsere Fliege?“  
sprach die Spinne. „So schnell gefangen bei deiner Lüge?“  
Sie umspann sie und lachte: „Das war schon eine!“ —  
Auch Fliegenlügen haben kurze Beine. Frank Heise (VI a)

## II. Am Weiher

Es war einmal ein Reiher,  
der kam an einen Weiher.  
Dort saß ein Frosch und quakte.  
Zu ihm der Reiher stakte  
und — glotzte in die Runde:  
das Fröschlein saß am Grunde.  
Da kam ein Storch geflogen.  
Der Reiher hat gelogen:  
„Willst dich an Fröschen laben?  
Hier kannst du tausend haben!“  
Zu ihren Füßen kroch ein Wurm,  
und schon entbrannte heftiger Sturm.  
Sie packten sich am Kragen,  
sich um den Wurm zu schlagen.  
Das Fröschlein brauchte nur zu schnappen.  
War das ein fetter Sonntagshappen!  
So merket denn: Wo zwei sich streiten,  
Freut sich der dritte alle Zeiten!      Werner Engel (VI a)

### Erlebtes und Erträumtes — von Sextanern für Sextaner und andere „große“ Leute

#### Wie ich einmal einen großen Schrecken bekam

##### I.

Ich lag im Krankenhaus. Es war keine schlimme Krankheit, die ich hatte; deshalb machte ich mit den anderen Kindern viel Unfug.

Einmal konnte ich nicht einschlafen. Es schlug schon Mitternacht, und es war stockdunkel. Da hörte ich das Knacken von Bettfedern. Eine große weiße Gestalt erhob sich. „Buh!“ rauschte es leise und unheimlich an mein Ohr. Ich verkroch mich unter meinem Federbett, doch so, daß ich durch einen Spalt schauen konnte. Eine Hand faßte an die Bettdecke . . .

Ich bekam einen großen Schrecken. Ich dachte, es sei ein böser Geist, der mich holen wollte. Ich konnte keinen Laut von mir geben. Wahrscheinlich guckten meine Haare unter der Decke hervor, denn eine kalte Hand zog daran. Da fuhr ich auf, griff nach dem Kopfkissen, holte aus und . . . bumm, bumm, bumm! bekam der „Geist“ drei derbe Schläge auf den Kopf. Brrr! entfuhr es ihm.

Wer war es, der mir so großen Schrecken eingejagt hatte? Ich holte meine Taschenlampe aus dem Schrank und knipste sie an. An seinem Bett stand Fritz, mein Nachbar, der schon mehrere solche Sachen gemacht hatte. Er hielt sich den Kopf mit beiden Händen. Jetzt konnte ich in Ruhe einschlafen.

Werner Büsch (VI a)

## II.

Es war im vorigen Jahr. Eines Tages bemerkte ich, daß meine Mutter und meine Schwester ein Geheimnis hatten. Nach jedem Satz, den die beiden sprachen, schauten sie mich an.

Am Abend ging ich zur gewöhnlichen Zeit schlafen. Plötzlich hörte ich ein Geräusch. Eine Tür knarrte. War ein Einbrecher in der nebenanliegenden Bodenkammer?

Da erstarrte ich: in meinem Zimmer ertönte ein unterdrücktes Husten. Mit zitternder Stimme fragte ich: „Wer ist da?“ — „Ich!“ krächzte eine heisere Stimme. Meine Finger zitterten so, daß ich nur mit Mühe den Lichtschalter des Nachttischlämpchens herunterdrücken konnte. Das Licht blitzte auf. Ich sah, daß eine Gestalt auf mich zutrat. Ich wollte schreien, doch meine Kehle war wie zugeschnürt.

Da riß sich die Gestalt das Bettuch vom Kopf, und meine Schwester kam zum Vorschein. Lachend sagte sie: „Du darfst nicht so viele Kriminalfilme sehen!“

Als ich mich von meinem Schrecken erholt hatte, rief ich ihr zu: „Das wirst du teuer bezahlen!“ Aber von nun an sah ich mir keine Kriminalfilme am Fernsehapparat mehr an.<sup>1)</sup>

Gerd-Albert Röttger (VI a)

<sup>1)</sup> Das tut ein ordentlicher Sextaner sowieso nicht — selbst wenn er so üble Erfahrungen noch nicht gemacht hat wie du. Die Schriftleitung.

## Die Zauberbrille

Eines Tages ging ich in einen Park. Als ich vor dem großen Tor stand, sah ich hinter einem Stein eine alte, verrostete Brille liegen. Ich bückte mich, hob sie auf und setzte sie mir auf die Nase.



Da sah ich Blumen, wie ich sie nie gesehen hatte. Eine von ihnen schien eine Blüte aus Edelsteinen und Diamanten zu haben, und ihr Stengel glänzte in der Sonne wie pures Gold. Auch erblickte ich Tiere, die ich nicht kannte. Ich schaute weiter umher und entdeckte ein Schwein aus Marzipan, das sich gemächlich auf eine Wiese zubewegte und dort niederließ. Dann sah ich Frauen in prächtigen Kleidern, die mit goldenen Blumen und Schmetterlingen und mit Edelsteinen verziert waren. Als ich tiefer in den Park kam, fiel mir ein Traumhaus auf, wie ich es mir immer gewünscht hatte. Die Mauern waren aus Gold, und an den Wänden hingen Süßigkeiten. Vor dem Hause aber sah ich ein Auto halten, dessen Pracht unbeschreiblich war. Ich konnte das alles gar nicht fassen.

Plötzlich stieß ich gegen einen Stein, fiel zu Boden, und meine Brille zerbrach. Der Stein, der mir soeben noch wie ein Brillant vorgekommen war, lag grau und farblos am Boden. Die Brille konnte ich nicht mehr gebrauchen. Der schöne Traum war zuende.

Thomas Humpe (VI a)

### Die Zauberkugel

Ich habe eine Zauberkugel, die mir alle meine Wünsche erfüllt. Mit ihr wanderte ich eines Tages durch einen Wald. Da fielen Räuber über mich her und schleppten mich in ihr Versteck. Sie durchwühlten meine Taschen, fanden aber nichts. Die Zauberkugel hatte ich nämlich im Stiefel.

Da kam der dicke, fette Räuberhauptmann angewackelt und verhöhnte mich. Ich bekam die Wut, holte die Kugel aus dem Stiefel und drehte daran. Da flog ein Knüppel durch die Luft und schlug den dicken, fetten Räuberhauptmann auf sein Hinterteil. Konnte der laufen und um Hilfe schreien! Er lief so schnell, daß sein Hinterteil ordentlich wackelte.

Da gebot ich dem Knüppel Einhalt. Mit rotem Kopf und ganz außer Atem kam der dicke, fette Räuberhauptmann zurück und hieß mich weitergehn. Er hatte offenbar genug von mir.

Hans-Günter Neuer (VI a)

## Der Wolf und die Maus — drei Sextaner-Fabeln

### I. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!

In einem harten Winter schlich ein hungriger Wolf durch den Wald, um etwas zu erbeuten. Da traf er ein Mäuslein und knurrte es an: „Besorg mir was zu fressen, oder ich fresse dich!“

„Lieber Wolf!“ erwiderte das Mäuslein, „woher soll ich dir etwas holen? Es gibt ja nichts!“

Der Wolf wiederholte: „Besorg mir was, aber ein bißchen schnell!“

Da sagte die Maus: „Auf der andern Seite des Sees liegt ein Bauernhof, da kannst du dir was holen.“

„Gut“, knurrte der Wolf, „aber du kommst mit.“

Als sie an den Hof kamen, sagte die Maus: „Geh du in den Gänsestall und hol dir eine Gans heraus! Ich will inzwischen in die Tenne schlüpfen und nachsehen, ob dort ein paar Körner für mich liegen.“

Der Wolf aber entschied: „In die Tenne gehe ich! Dort sind Enten. Du kannst zu den Gänsen gehen und zusehen, ob Reste von ihrem Futter übriggeblieben sind.“ Im stillen dachte er: „Im Gänsestall wird eine Falle sein. Wenn die Maus hineingeht, ist sie zerquetscht und kann mich nicht bei dem Bauern verraten.“

Das war klug überlegt von dem Wolf. Aber in seiner Gier hatte er nicht daran gedacht, daß auf der Tenne der Bauer gerade die Pferde fütterte. Als der Wolf



zur Tür hereinschlich und nach einer Ente schnappte, blickte der Bauer auf, sah den Wolf, nahm eine Mistgabel und erschlug ihn. Das Mäuslein hörte sein Heulen, während es sich satt fraß, und dachte: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!"

R. V a ß e n (VI a)

## II. Wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Ein Wolf und eine Maus trafen sich auf einem Felde. Da sagte der Wolf zur Maus: „Kleines Fräulein, wollen wir einmal einen Wettlauf machen von hier bis zum Waldrand?“

„Für mich ist dabei zwar nichts zu gewinnen“, erwiderte die Maus, „aber versuchen können wir es ja“.

„Also los!“ entschied der Wolf.

„Und was bekommt der Gewinner?“ fragte die Maus.

Der Wolf überlegte und sagte: „Wenn ich gewinne, darf ich dich fressen.“

„Einverstanden!“ erwiderte die Maus. „Und wenn ich gewinne, ruf ich die Bauern, daß sie dich erschießen.“ Sie wußte nämlich, daß auf dem Wege zum Waldrand eine Fallgrube war, und hoffte, der Wolf werde hineinfallen.

„Abgemacht!“ sagte der Wolf, und beide begaben sich auf ihre Plätze. Die Maus rief: „Achtung! Fertig! Los!“ — und beide sausten so schnell wie möglich ab.

Eine ganze Zeitlang war der Wolf vorn. Plötzlich aber war er in die Grube gefallen und hatte sich das Genick gebrochen. Da konnte die Maus lachen, denn sie hatte gewonnen.

Manfred B o r g s t ä d t (VI a)

## III. Eine Hand wäscht die andere

Die Maus traf im Walde den Wolf. „Ich habe Hunger“, sagte sie zu ihm. „Könntest du mir etwas zu essen besorgen?“

„Warte hier!“ antwortete der Wolf. „Ich bin gleich wieder zur Stelle.“

Die Maus wartete, und es dauerte nicht lange, da kam der Wolf mit einem Stückchen Käse zurück.

„Vielen Dank, Freund Wolf!“ sagte die Maus. „Wenn du einmal in Not bist, so wende dich an mich! Gewiß kann ich dir dann ebenfalls helfen.“

Eines kalten Wintertages nun kam der Wolf zur Maus und sagte: „Ich bin hungrig. Kannst du mir nicht etwas zu fressen geben?“

„Ich kann dir wohl sagen, wo es etwas gibt“, antwortete die Maus. „Kennst du den Bauern Otto? Der hat die Umzäunung seines Hühnerstalles noch nicht erneuert. Dort kannst du dir was holen.“

Der Wolf wollte sich bedanken, aber: „Nichts zu danken“, sagte die Maus.  
„Eine Hand wäscht die andere.“ Wolf-Dieter Krüger (VI a)

### **Liebe Mitarbeiter aus Sexta!**

Als Belohnung für eure fleißige Mitarbeit an unserer diesjährigen Weihnachts-Nummer wartet im Sekretariat der Schule je eine kleine Überraschung für euch, abzuholen am

**12. D e z e m b e r**

in der ersten Großen Pause.

Die Schriftleitung.

### **„Mißbrauchte Ferien“**

Der folgende Beitrag stammt nicht aus unserem Kreis. Wir entnahmen ihn dem „Sonntag im Bild“, Heft 9, September 1960. Sein Autor bezieht sich darin auf Vorkommnisse, die es offenbar irgendwo gibt. Er hat sie also beobachtet und kennzeichnet sie — doch wohl mit vollem Recht, nicht wahr? — als unverantwortlichen Mißbrauch.

Wir wollen nicht die Frage stellen, ob es „so etwas“ auch bei uns gibt. Setzen wir voraus, daß es das bei uns nicht gibt (oder doch höchstens in Fällen echten Notstandes)! Aber vielleicht ist es trotzdem für manchen Schülervater, manche Schülmutter und manchen ihrer Söhne nicht überflüssig zu erfahren, was verantwortungsbewußte Leute anderswo von solchen „mißbrauchten Ferien“ halten.

Die Schriftleitung

Es würde mich nicht wundern, wenn die Kultusminister die Großen Ferien des Jahres 1961 um die Hälfte oder zwei Drittel kürzten. Oder: jene Ursache durch ein Verbot beseitigten, die Anlaß zu der Kürzung geben könnte. Ich meine die bezahlte Ferienarbeit von Schülern und Schülerinnen der oberen Klassen.

In den wenigstens Fällen geht es um einen sozialen Notstand. Die jungen Herren Obersekundaner oder Primaner verdingen sich für drei bis fünf Wochen gegen einen Wochenverdienst zwischen 80 bis 180 Mark. Mit dem selbstverdienten Geld kann man sich dann endlich ein paar Wunschträume erfüllen: Radiogerät, Plattenspieler, Moped, Tonbandgerät — d. h. Luxusgegenstände, für die die Eltern kein Geld übrig haben.

Die Jungen setzen ihren Willen durch und nehmen einen Ferienjob an. Es liegt auf der Hand, daß sie sich nicht so erholen können, wie es notwendig wäre, damit sie wieder mit frischen, ausgeruhten Kräften und Nerven dem Unterricht folgen...

In den Entwicklungsjahren braucht der junge, heranwachsende Mensch aber größere Pausen, zumal das Aufgabenpensum der Schulen nicht kleiner geworden ist... Nachlassende Leistungen in der Klasse sind die Folge, auch gesundheitliche Schäden.

Wie eine Seuche grassiert dieses Verlangen... Solche Ferienarbeit ist... Mißbrauch der Freizeit wie Schwarzarbeit am freien Wochenende.

Peter Bussard

### Perfekionierte Sprache

„Chic!“ pflegen nicht nur kleine Mädchen verzückt auszurufen, wenn ihnen eine Aufführung besonders gefiel; und ein Buch, das ihnen zusagte, nennen sie „toll“, eine Hose „apart“, einen Lehrer „enorm“, eine Klassenarbeit — nein, die wird meistens als „in 'nen Eimer“ zu bezeichnen sein. Der Abwechslung halber finden sie auch eine Aufführung „toll“, einen Lehrer „chic“, eine Hose „enorm“, ein Buch „apart“ — je nachdem, ob sie mit „objektiver Subjektivität“ oder mit „subjektiver Objektivität“ an die Sache herangehen.

Was das heißt? Als ob es darauf ankäme! Laßt uns mit dergleichen Fragen radikal brechen! Und sagen wir ruhig „relativ“, wenn wir „absolut“ meinen — oder umgekehrt! Wer merkt das schon? Für avantgardistische Facharbeiter mit komplexen Qualifikationen kommen konventionelle Relikte oder traditionelle Retrospektiven sowieso nicht „in die Tüte“.

A propos Goethe! Wie ließ er doch seine Iphigenie sagen?

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend...“

Welche Optik! Und dann: wie monoton! Hätte er wenigstens gesagt:

„Das Land der Griechen mit der Psyche suchend“,

so hätte er dokumentiert, daß er Sinn für individuelle Profilierung hatte. Aber so präsentiert sich seine simple Art direkt als suspekt.

Wie Toscanini der erste Hochleistungstrainer unter den Taktier-Artisten war, so sollte der rechte Avantgardist der Sprache wenigstens versuchen, ein didaktischer Dompteur der vielköpfigen Hydra der modernen expressiven Wortkunst zu sein, nicht wahr? Andernfalls werden wir es nie zu einem attraktiven Perfektionismus in der Sprache bringen, wie er sich etwa in folgender Übertragung in die Sprache der Zukunft manifestiert:

„O Kunst! Nimm mein „totales“ Wesen hin!

Denn: ein Momang, gelebt im Paradiese,

Endommagiert für alle Zeiten.“

Das klingt chic, apart, toll, enorm, prima — alles in einem. Schließlich ist es ja auch wohl endlich einmal an der Zeit, daß wir anfangen, Makulatur zu reden.

\* \*  
\*

### **Wer einen Beitrag für unsere Oster-Nummer liefern möchte,**

schreibt ihn zweckmäßig schon während der Weihnachtsferien.

Er muß bis zum 1. März 1961 vorliegen.

Der Termin ist unbedingt einzuhalten.

---

Geschäftliche Leitung: Studienrat Alfred Heidtmann

Schriftleitung: Dr. C. Henke, Dr. Fr. Scholmeyer

Druck: Gutenberg-Druckerei Theodor Bröcker, Münster (Westf.), Bergstraße 71/72

Einzahlungen: Alfred Heidtmann, Konto 1 27 13 bei der Sparkasse der Stadt Münster  
oder Postscheckamt Dortmund Nr. 607 35.

Beiträge und freiwillige Zuwendungen für die **Altherrenschaft** werden an folgende Adresse erbeten:  
Friedrich Bexten, Landesoberinspektor, Münster, Postscheckamt Dortmund Nr. 1282 20.

**JOH. HEINR.**  
**Jansen**  
**MÜNSTER i.W. LUDGERISTR. 26**  
**UND AM KIEPENKERL**

Das große Herrenwäsche-Spezialgeschäft des Münsterlandes

*Sport-Arends*

Das Fachgeschäft für

**SPORTBEKLEIDUNG · SPORTGERÄTE · SPORTSCHUHE**

Münster (Westf.)

Ruf 4 44 84

Hammer Str. 53



SPIELEND SPAREN  
 UND GEWINNEN  
 PRÄMIENSPAREN  
 GLEICH BEGINNEN

**BRINGT GEWINN**  
**SPARKASSE DER STADT MÜNSTER**



..mach's doch elektrisch